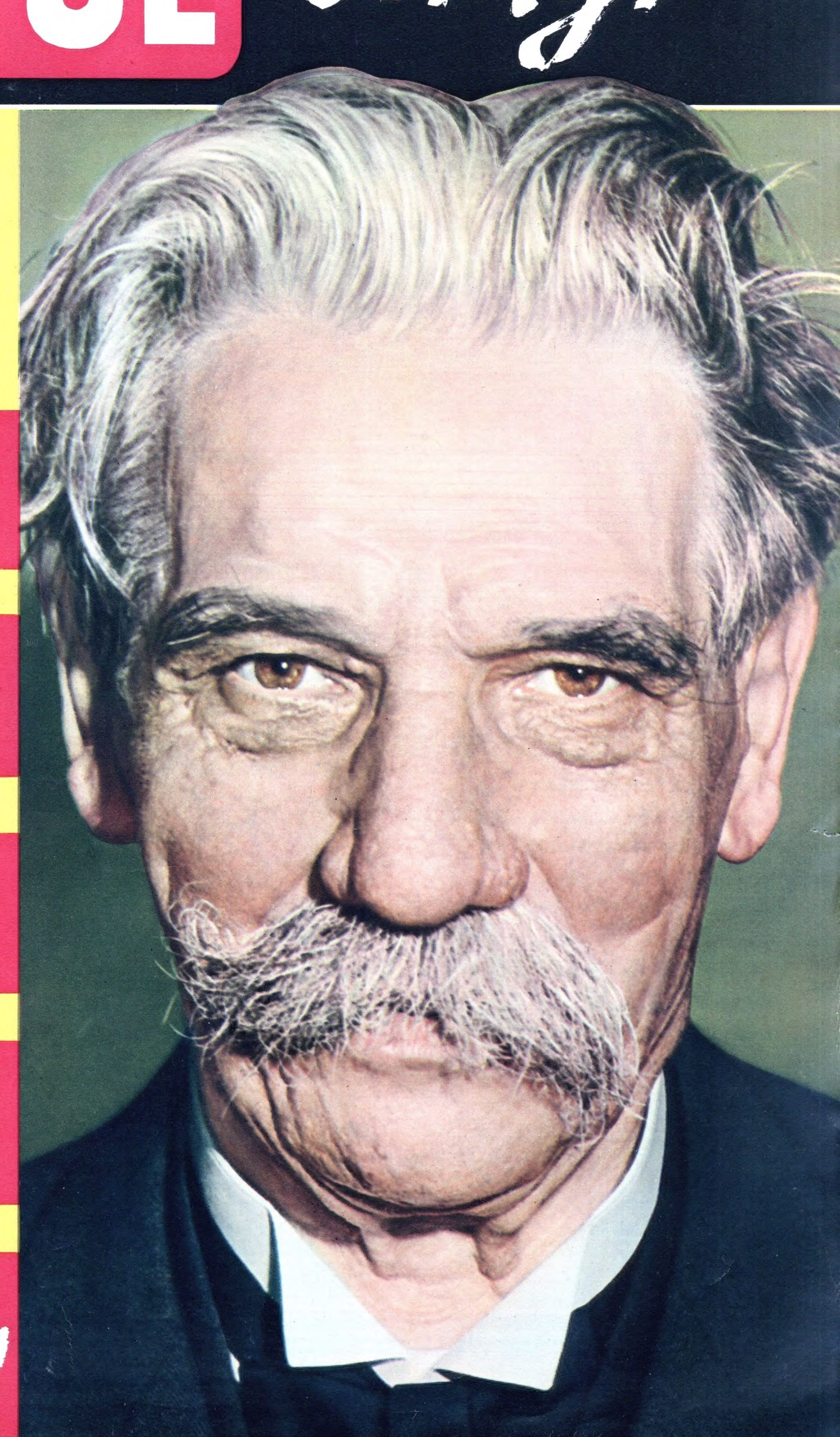
NUMMER 43 · MÜNCHEN, 23. OKTOBER 1954 · 50 PFENNIG

REVUE bringt

ALBERT SCHWEITZER

Das Leben eines guten Menschen



REVUE

Erscheint wöchentlich im
KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG

Verlag und Redaktion:
München 9, Harthauser Straße 50
Tel: 49 22 21 Telegr: REVUE München

Satz und Druck:
KINDLER UND SCHIERMEYER DRUCK GMBH
München 8, Schneckenburgerstraße 22
Telefon: 44 91 21

CHEFREDAKTEUR:
Wolfgang W. Parth

STELLV. CHEFREDAKTEUR:
Wolfgang Küchler

REDAKTIONSMITGLIEDER: Dr. Gerd Hennenhofer, Anselm Heyer, Ludwig Hillenbrandt, Reinhart Holl, Walter Pause, Siegfried Sawallich

GRAPHISCHE GESTALTUNG:
Helmuth Ellgaard und Wolfgang Böhle

BERATENDE REDAKTION: Dr. Bernhard Grzimek, Olaf Iversen, Ottmar Katz, Nina Raven-Kindler, Kurt Kränzlein-in der Beek, Dr. Dr. Hans-Jürgen Lang, Dr. E. H. G. Lutz, Joachim Murat

CHEFREPORTER (Text): Hans Rudolf Berndorff; CHEFREPORTER (Bild): Benno Wundshammer

EXKLUSIV-BILDREPORTER:
Hans Joachim Hinz, Stefan Moses, Ludwig Weitz

AUSLANDSKORRESPONDENTEN:
Karl F. Schuster (Wien), Carl Posen (Zürich), Robert Laffont (Paris), Dr. Alex Anders (London), Dr. Friedrich Langen (New York), Werner Katzenstein (Buenos Aires)

ANZEIGEN: Paul Offinger; HERSTELLUNG: Adolf P. Frühmorgen; VERTRIEB: Alfred Moehring

DIREKTION: Willy Roth (Verlag), Wilhelm Winckel (Druckerei)

Abonnements-Annahme: Verlag, zuständiges Postamt oder Briefträger. Monatlicher Bezugspreis DM 2,16 (zuzügl. Zustellgebühr DM 0,09). Für unaufgefordert eingesandte Bilder und Manuskripte übernimmt der Verlag keine Gewähr. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Wiederverwendung des Inhalts nur mit schriftlicher Zustimmung des Verlages gestattet. REVUE darf nur mit ausdrücklicher, widerruflich. Genehmigung des Verlags in Lesemappen geführt werden. Z. Zt. ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6c gültig.

AUSLANDSPREISE: Algerien ffr. 50 • Australien sh. 1/6 • Brasilien Cruz. 6 • Belgien bfr. 7 • Columbien Col. Peso —.60 • Cuba Cub. Peso —.20 • Cypern sh. 1/3 • Dänemark dkr. 1 • England sh. 1 • Finnland Fmk 50 • Frankreich ffr. 50 • Guatemala Quetzal —.15 • Holland hfl. —.50 • Iran Rial 12 • Island dkr 3 • Italien Lire 100 • Luxemburg bfr. 7 • Marokko ffr. 50 • Mexiko Mex. Peso 1.25 • Norwegen nkr. 1 • Österreich ö. S. 3.50 • Peru Sol 2.50 • Portugal Esc. 4.20 • Saargebiet ffr. 50 • Schweden skr. —.70 • Schweiz sfr. —.60 • Spanien Ptas. 8 • S. Afrika sh. 1/3 • S. W. Afrika sh. 1/3 • Syrien Piaster 75 • Tunis ffr. 50 • Türkei Türk. £ —.55 • Uruguay Ur. Peso —.45 • USA $ —.15

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Wolfgang W. Parth, für den Anzeigenteil: Paul Offinger, beide München
In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6.

Äußerst charmant fanden die Töchter der Hohen Kommissare in Deutschland die Idee, für junge Diplomaten zwanglose Bälle zu improvisieren. Ihr heiteres „Ballgeflüster" gilt bereits der nächsten Veranstaltung, die wiederum so unoffiziell und so unpolitisch wie möglich werden soll. Von links: Geneviève François-Poncet (Frankreich), Patricia Dowling (USA) und Elisabeth Hoyer-Millar (England).



Ohne Exzellenzen war es schöner ...

Sage keiner, in Bonn würden keine guten Einfälle geboren! Um den jüngeren Angehörigen des dort versammelten Diplomatischen Korps jenen gesellschaftlichen Auslauf zu gewähren, den die Steifheit der offiziellen Parties zumeist verbietet, kam man kürzlich auf die Idee, völlig zwanglose Veranstaltungen zu improvisieren. Der erste Ball fand jetzt in Schloß Brühl statt. Es gab keine Exzellenzen zu hofieren. Jeder brachte etwas zu trinken mit, jeder beteiligte sich an den Unkosten (Bild links: Vortragender Legationsrat Dr. Weiz vom Auswärtigen Amt mit Gattin und zwei Flaschen guten Weins). Dann wurde ausgiebig getanzt (Bild rechts: Miß Patricia Dowling mit dem peruanischen Geschäftsträger Ivan Vargas-Quintanilla). Damit nicht jeder Gast nur mit seiner Dame tanzte, defilierten vor jedem Tanz alle Herren an den Damen vorüber und mußten auf ein Zeichen mit der Dame tanzen, die gerade vor ihnen stand. Das ergab bei überraschenden Paarungen eine so gute Übereinstimmung, wie sie die hohe Diplomatie nur selten erreicht.





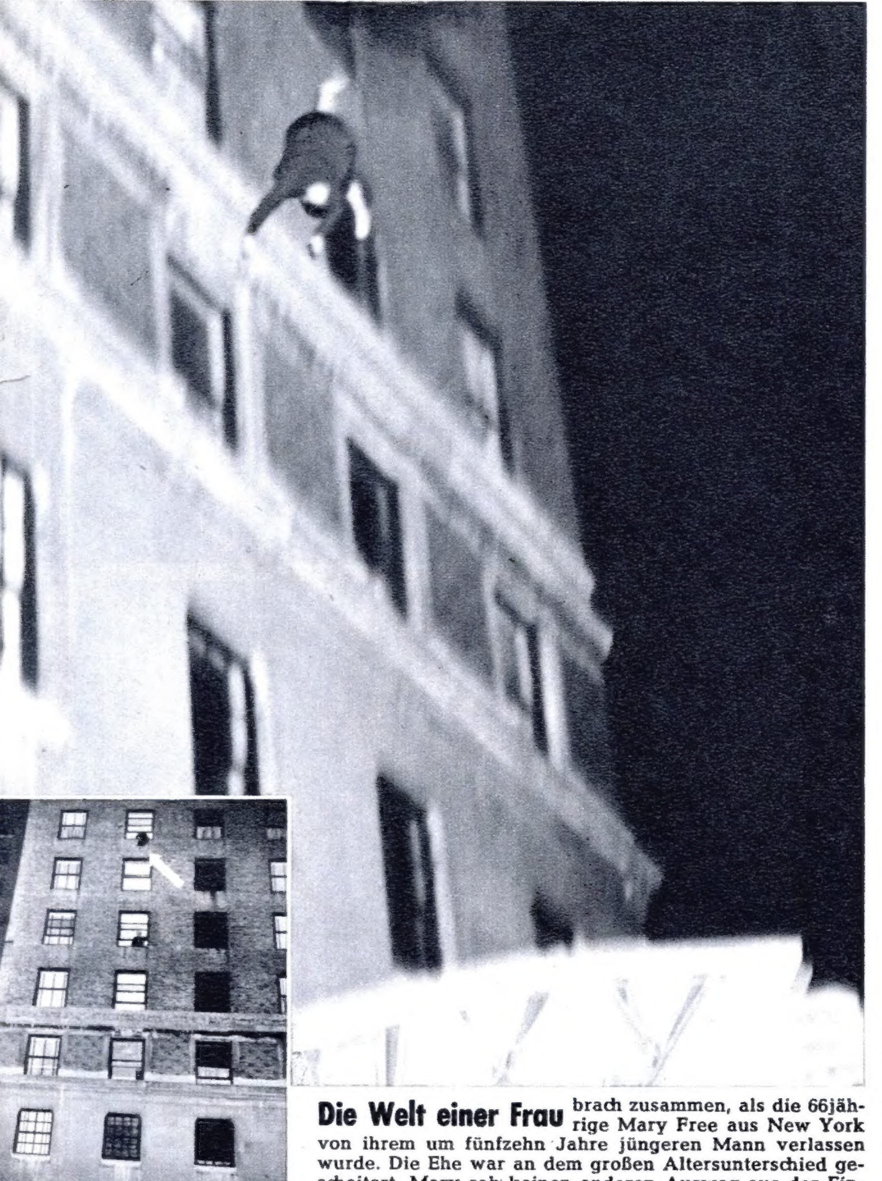
Sie schenkte 150 Kindern Mutterliebe Die 68jährige Mrs. Mary Wheeler setzte ihre ganze physische und seelische Kraft daran, unglückliche Kinder wieder glücklich zu machen, verwaisten, verwahrlosten und verstoßenen kleinen Erdenbürgern eine liebende und sorgende Mutter zu sein. Seit 1928 zog sie in ihrem Heim im Nordwesten Londons 150 Kinder groß, die ohne Eltern waren. Mrs. Wheeler, die vom Staat und einigen Eltern finanziell unterstützt wird, kennt keinen Unterschied der Hautfarben. Augenblicklich betreut sie vierzehn Schützlinge, von denen unser Bild neun zeigt. Alle Opfer werden Mrs. Wheeler mit Kindesliebe gelohnt.



Gerüstet für den ersten Weltraumflug ist dieser amerikanische Forscher. Sein abenteuerlich wirkender Apparat reguliert die Sauerstoffzufuhr und kontrolliert die Reaktionen des Piloten beim Vorstoß ins All.



„Ruhm und Ehre den Vorkämpfern für ein besseres Leben", gelobt feierlich ein Plakat in diesem Schaufenster eines Delikateßwarengeschäftes im Berliner Sowjetsektor. Der Kampf für ein besseres Leben war aber offenbar nicht sehr erfolgreich, denn als einzige „Delikatessen" stehen nur die Bilder von Rosa Luxemburg, Lenin und Karl Liebknecht im Schaufenster.



Die Welt einer Frau brach zusammen, als die 66jährige Mary Free aus New York von ihrem um fünfzehn Jahre jüngeren Mann verlassen wurde. Die Ehe war an dem großen Altersunterschied gescheitert. Mary sah keinen anderen Ausweg aus der Einsamkeit mehr als den Selbstmord. Sie stürzte sich aus dem 7. Stock eines Hotels am Broadway. Ihr Körper zerschellte auf dem Dach eines Kinos, in dem gerade — eine makabre Glosse auf das Schicksal der Selbstmörderin — der Film „Die Welt einer Frau" (links) gezeigt wurde.



Grüne Augen und rote Haare hat die Titelheldin des Films „Manon", der augenblicklich in Rom nach der berühmten Oper von Massenet gedreht wird. Miriam Bru, eine junge Französin, die nur in Italien filmt, hat sich mit dieser Rolle in die vorderste Reihe der schönen Frauen ihres Gastlandes gespielt. Mit 17 Jahren wurde sie bei einer Schönheitskonkurrenz an der Riviera entdeckt. Seither hat sie in zwölf Filmen mitgewirkt. Unser Bild zeigt Miriam Bru im Kostüm der „Manon" während einer Drehpause. Sie hat Besuch von jungen Verehrerinnen erhalten. Andächtig bewundern die kleinen Leute die Schönheit der großen Dame, die das gerne geschehen läßt.

REVUE der Zeit

Fotos: dpa 4, Georgii 3, AP 2, Dr. Graziani, Keystone, Pandis

Eine wohltuende „Schirmherrschaft" übernahm die Polizei bei einem leichten Verkehrsunfall in Chicago. Der stadtbekannte Tippelbruder und Bettler Gordon Fulton war am Rande eines Gehsteigs ohne seine Schuld angefahren worden. Der Wagen hatte ihn umgeworfen. Fulton blieb mit leichten Hautabschürfungen und Quetschungen liegen. Ihm kam dieses Malheur gerade recht. Behäbig stützte er sein Haupt, ließ sich vor dem leichten Regen schützen und wartete auf den Abtransport in ein weißes, warmes Spitalbett. — Die letzte Nacht hatte er noch auf einer Parkbank verbracht.



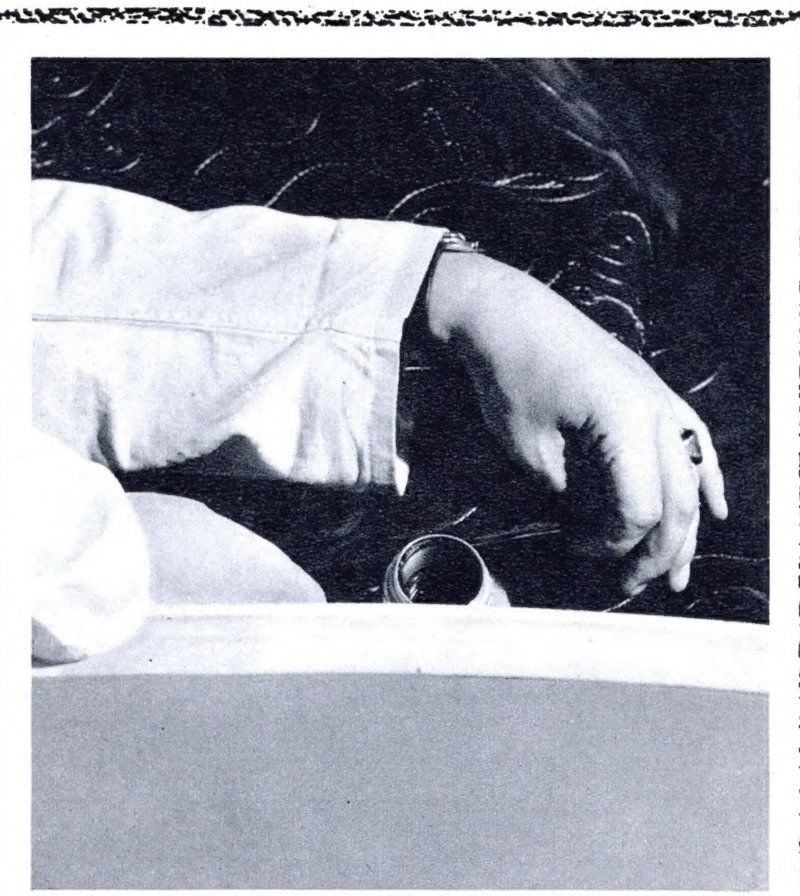
Es gab keine Rettung mehr für die 11jährige Mary Ann Spadafora aus Syracuse im Staate New York. Das Mädchen war die beste Schwimmerin ihrer Klasse gewesen. Unbesorgt und ohne Aufsicht hatten ihre Eltern sie an heißen Tagen ins Schwimmbad gehen lassen. An ihrem letzten Lebenstag hatte sich Mary Ann nicht — wie sonst — in der Öffentlichen Badeanstalt vergnügt, sondern war am Stadtrand in eine wassergefüllte Kiesgrube gesprungen und ertrunken. Arbeiter fanden das Kind. Doch kein Wiederbelebungsversuch hatte Erfolg. Am Unfallort hatte schließlich nur noch der Pfarrer eine Aufgabe.



Als Verlobte grüßen aus Hollywood die italienische Filmschauspielerin Pier Angeli und der amerikanische Schlagersänger Vic Damone. Ihre Liebesromanze begann vor zwei Jahren in München, als Pier in dem Film „Mit dem Teufel sind's drei" mitwirkte und in dem Besatzungssoldaten Vic einen begeisterten Zuschauer bei den Dreharbeiten fand. Jetzt hat Vic selbst genug Zuschauer: der rezivilisierte GI wurde inzwischen einer der berühmtesten Fernsehstars in Amerika.

Die Szene wurde zum Tribunal

bei der deutschen Erstaufführung des amerikanischen Stückes „Meuterei auf der Caine" in den Münchener Kammerspielen. Noch nie wurden in der jüngst vergangenen Zeit so brennend aktuelle Fragen, ob die menschliche Pflicht über den blinden Gehorsam zu stellen sei, so aufwühlend dargestellt wie hier. Der Kapitän gab in höchster Not auf seinem Schiff Kommandos, die zur Katstrophe hätten führen müssen. Sein Erster Offizier enthebt ihn deshalb seines Postens. Das Stück, das die berühmt gewordene Kriegsgerichts-Verhandlung aus dem gleichnamigen amerikanischen Bestseller zeigt, ist ein glanzvoller Auftakt der neuen deutschen Theatersaison. Den Kapitän (links) spielt Siegfried Lowitz, der hier von dem Verteidiger des Angeklagten (Kurt Meisel) in die Zange genommen wird. Meisel zeigte in der vielbejubelten Premiere eine einmalige Leistung. Foto: Wundshammer



Gut getarnt wird das Objektiv, das von jeder beliebigen Kamera verwendet werden kann, in einem großen Warenhaus angebracht. Es soll die Strumpfabteilung, bei der es erfahrungsgemäß häufig zu Diebstählen kommt, kontrollieren. Ein Schmalfilmsatz nimmt die Vorgänge auf, die über ein Kabel oder auch drahtlos auf einen Fernsehschirm übertragen werden.

Fernauge ist wachsam!

Mit Spezial-Fernsehgerät gegen Warenhausdiebe

Die Detektivin des Warenhauses beobachtet in ihrem Büro das Treiben bei der Strumpfabteilung. Wenn sie eine Diebin ertappt, gibt sie sofort Nachricht an das Aufsichtspersonal. Die Verwendung des neuen Grundig-Fernauges schafft z.B. auch in der Bauwirtschaft oder bei der Kohlenförderung wertvolle Erleichterungen, da alle gefährdeten Punkte eines großen Betriebes von einem Beobachtungs-Platz aus (unten) zentral überwacht werden können. Fotos: Niczky

19 von 500 000 sind angetreten Wenn Ende des nächsten Jahres die ersten Einberufungen zur neuen deutschen Armee erfolgen, dann wird Jahrgang 1936 den Auftakt bilden — jener Jahrgang, der im Berliner Olympiajahr noch in der Wiege lag und heute in der Lehre steht. REVUE stellt eine Gruppe dieses Jahrgangs hier vor: 1) Harro Frère, Chemigraph, Ritzlern, Walsertal; 2) Adolf Donaubauer, Maurer, Fürstenzell b. Passau; 3) Johann Fusseder, Maurer, Eggenfelden/Ndb.; 4) Michael Blienich, Schneider, München; 5) Werner Schmidt, Fernmeldehandwerker, München; 6) Otto Mehltreter, Kaufmann, Weiden/Opf.; 7) Siegfried Günther, Schüler der Dolmetscherschule, Erbendorf/Opf.; 8) Alfons Hierhammer, Kältemechaniker, Vohburg; 9) Martin Rosta, Spengler, Flüchtling aus Ungarn; 10) Georg Heidenreich, Maurer, München; 11) Alois Steger, Kaufmann, Bad Tölz; 12) Siegfried Gordziel, Elektriker aus Kreuzburg/Schles.; 13) Helmut König, Elektriker, Rotthalmünster; 14) Walter Oehmann, Textilkaufmann, München; 15) Rudolf Schambeck, Kürschner, Marburg; 16) Otto Zeiser, Buchhändler, Nürnberg; 17) Gerhard Deggelmann, Kaufmann, Reichenau; 18) Karl-Heinz Wuttke, Kaufmann aus Breslau; 19) Rainer Reithmeier, Monteur, Pförring.

Jahrgang 1936 marschiert

500 000 junge Deutsche zwischen dem 18. und 44. Lebensjahr werden Ende 1955 in der neuen deutschen Armee marschieren. 500 000 Rekruten treten mit Koffern und Paketen an, um für 18 Monate den Zivilanzug mit der Uniform zu vertauschen. Nicht anders als ihre Väter und Großväter werden sie vor dem Kasernentor erscheinen und sich in Reih und Glied einordnen. Ihnen werden sich all jene Jahrgänge zu einer dreimonatigen Übung anschließen, die im letzten Krieg zu jung waren und jetzt zu alt für die Dienstpflicht sind. Jahrgang 1936 marschiert bereits — heute noch in den Akten der Bonner Ämter, morgen aber in Wirklichkeit, denn seit Monaten sind die Pläne für die neue Wehrmacht fertig. Wer wird Jahrgang 1936 kommandieren? Wer sind die Spitzen der neuen deutschen Armee? Und wie werden unsere Rekruten von Heer, Marine und Luftwaffe aussehen? REVUE gibt auf den folgenden Seiten die Antwort.



Jahrgang 1936 marschiert

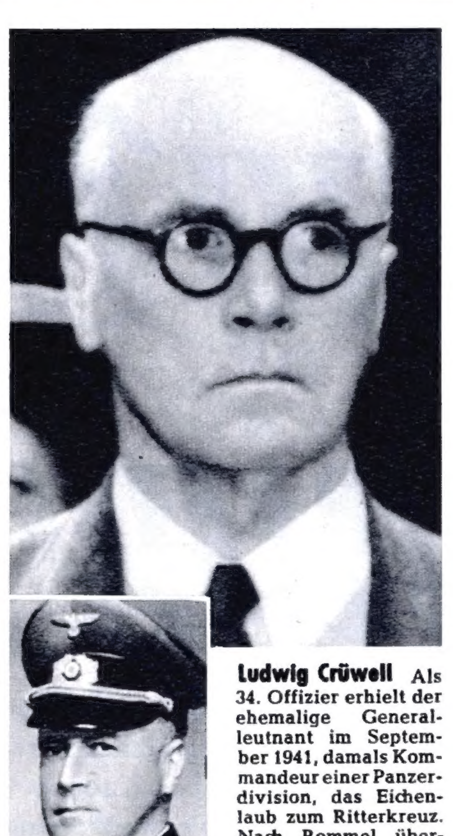
Aus der „Armee im Aktenschrank" wird Wirklich

Diese Männer kommandieren die neue deutsche Armee

Überall in der Welt hält das Rätselraten um die wichtigsten Generalsposten der neuen deutschen Armee an. REVUE ist heute in der Lage, einige der Männer vorzustellen, die aller Voraussicht nach die entscheidenden Stellen einnehmen werden. Feststeht, daß Theodor Blank (Bild rechts, Mitte) selbst das Amt des Verteidigungsministers übernimmt und damit als ziviler Chef der neuen Wehrmacht fungiert. Blank, im letzten Weltkrieg Oberleutnant der Reserve, verkörpert in nichts den Typ des Militärs. Sein Leitsatz: „Ich bin und bleibe Zivilist!" Mit 30 Jahren holte der heutige Armee-Reformer, von Beruf Tischler, an einem Essener Gymnasium das Abitur nach. Als ranghöchster deutscher Offizier wird General a. D. Dr. Hans Speidel (links) genannt, der „Professor in Uniform". Seinem Temperament nach steht er zwischen dem eleganten, kriegswissenschaftlich geschulten eiskalten Strategen Seeckt und dem Draufgänger Rommel, dessen Stabschef er Ende März 1944 an der Westfront wurde. Speidel verstehe wie Moltke — zu schweigen. Generalstabschef wird Generalleutnant a. D. Adolf Heusinger (rechts), der aus der alten Generalstabsschule kommt und von 1937 bis 1944 ununterbrochen in der Operationsabteilung des OKH tätig war, zuletzt als deren Chef. Speidel und Heusinger haben sich seit 1951 als militärische Berater des Bundeskanzlers und Blanks immer entscheidender in den Vordergrund geschoben.



Hasso v. Manteuffel Der Name des ehemaligen Panzergenerals und Brillantenträgers wurde in den letzten Jahren immer wieder genannt. Zeitweise stand er im Mittelpunkt heftiger parteipolitischer Diskussionen. Dem Bundeskanzler fertigte er ein „Gutachten über die Verteidigung" an.



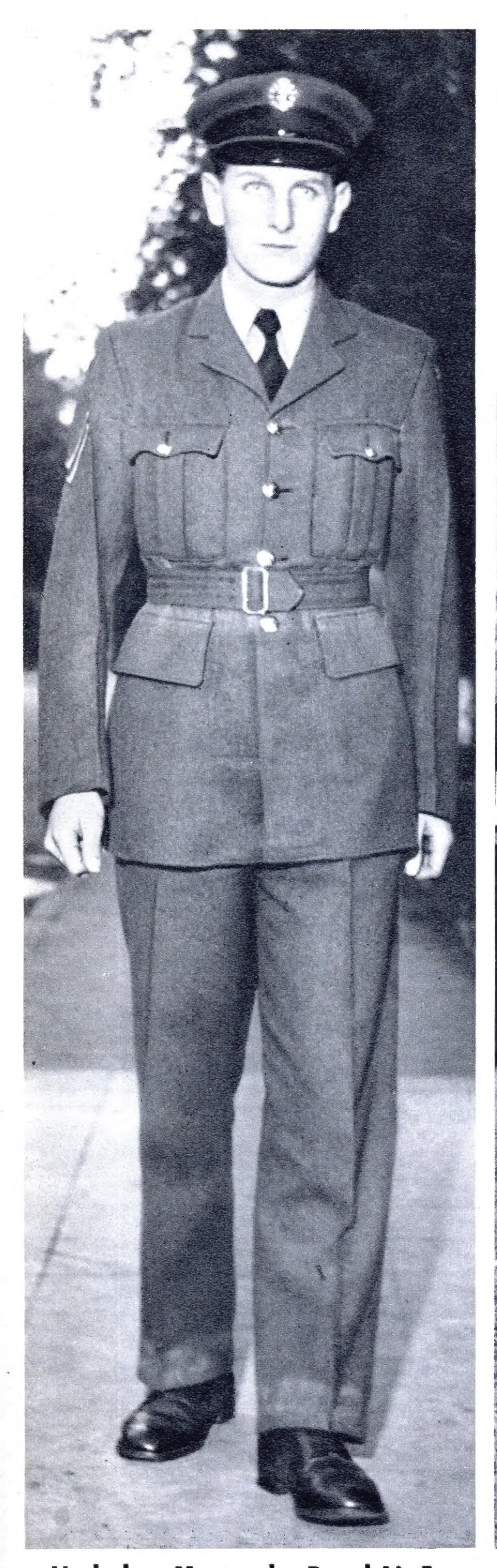
Ludwig Crüwell Als 34. Offizier erhielt der ehemalige Generalleutnant im September 1941, damals Kommandeur einer Panzerdivision, das Eichenlaub zum Ritterkreuz. Nach Rommel übernahm er das Afrika-Korps. Im Gegensatz zu anderen Offizieren trat Crüwell nur selten öffentlich hervor.



Graf Gerhard von Schwerin Vor vier Jahren, im September 1950, wurde sein Name erstmals wieder genannt: Bundeskanzler Adenauer ernannte den ehemaligen General des 76. Panzerkorps zu seinem „Berater in technischen Fragen der Sicherheit". Speidel löste 1951 Graf Schwerin ab.



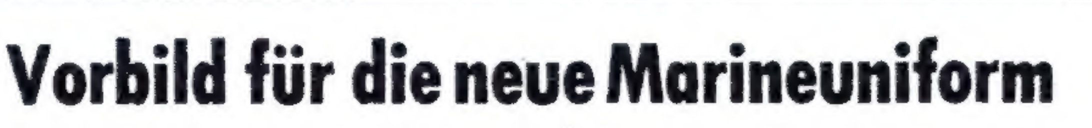
Dietz v. Choltitz Als letzter Kommandant des von deutschen Truppen besetzten Paris bewahrte der ehemalige Generalleutnant die französische Hauptstadt vor der völligen Zerstörung. Diese Tat sicherte dem deutschen Offizier in Frankreich und darüber hinaus in aller Welt hohes Ansehen.



Nach dem Muster der Royal Air Force

wird die Uniform der Luftwaffe zugeschnitten sein, für die 80 000 Mann vorgesehen sind. Von diesen 80 000 werden aber höchstens 3000 zum „fliegenden Personal" gehören, die nach Möglichkeit nicht älter als 35 Jahre sein sollen. Vier Monate nach dem Tag X sollen die ersten vier Geschwader stehen, zwei Jahre später die gesamte Luftwaffe. Die Ausbildung übernehmen die Amerikaner. Sie liefern auch die Ausrüstung. Die Luftflotte ist in 20 Geschwader mit etwa 1500 Flugzeugen gegliedert: zehn Jagdbombergeschwader, vier Jagdgeschwader und je zwei Geschwader Aufklärer, Transporter und Schlechtwetterjäger. Schon heute steht ein Teil der Maschinen und der Ausrüstungsgegenstände in den USA bereit.





Vorbild für die neue Marineuniform

in Farbe und Schnitt ist die international gebräuchliche blaue Bluse und Hose mit weißem Käppi. Die neue deutsche Marine wird 20 000 Mann stark sein und über 180 U-Bootjäger, Minensuch- und Räumboote und Hafenschutz-, Geleit- und Schnellboote verfügen. Keine dieser Einheiten ist jedoch größer als 3000 Tonnen. Mit dem Aufbau soll so begonnen werden: Freiwillige werden, wie bei Heer und Luftwaffe, vier Monate lang „auf Probe" eingestellt. Alle, die später übernommen werden, können auf schnelle Beförderung rechnen. Offiziersanwärter sollen das Abitur haben. Überhaupt wird Bildung in der neuen Armee eine größere Rolle spielen als in der Wehrmacht.



Nicht feldgrau, sondern olivgrün

ist die Uniform, die Jahrgang 1936 beim Heer anziehen wird. Knobelbecher und Nagelschuhe gibt es bei der neuen deutschen Armee nicht mehr. Die Uniform ist der amerikanischen sehr ähnlich. Die Jacke gleicht dem amerikanischen kurzen Jackett. Die Hose ist lang und kann als Überfallhose getragen werden. Zur Uniform gehört ein Hemd mit dunkelgrünem Schlips. Folgende Garnituren sind vorgesehen: 1. die olivfarbene Dienst- und Ausgehuniform, 2. die khakifarbene Sommeruniform (dabei ersetzt ein helles Hemd die Jacke) und 3. die Kampfuniform mit langer Feldbluse und einer Kampfhose. Das Heer ist mit 400000 Mann der stärkste Teil der neuen Armee.

Sie leben zum zweiten Mal

Professor Negowsky besiegt den „klinischen" Tod / Menschen werden ins Leben zurückgeholt, deren Herz- und Atemtätigkeit schon eine Stunde stillstand / Unfall- und Narkosetod verlieren ihre Schrecken

DIE WIEDERBELEBUNG EINES „TOTEN" ist bereits in 2000 Fällen gelungen. Bei dem Verfahren Negowskys wird dem Patienten aus Blutkonserven (Hintergrund) Blut in die Arterien gepumpt. Gleichzeitig wird er künstlich mit Sauerstoff „beatmet". Die Schwester rechts beobachtet an den Aufzeichnungen der Atmungs- und Blutdruckkurven, welchen Fortschritt die Wiederbelebung macht.

EIN HERZ AUS STAHL UND KUPFER hat Professor Negowsky zur Durchführung seiner Wiederbelebungsversuche konstruiert. Mit diesem Apparat wird Konservenblut durch eine Arterie in das Herz des Toten gepumpt. Dieses frische Blut übt auf das Herz einen starken Reiz aus und kann es nach einiger Zeit zum Leben zwingen.

Ein kleiner Operationssaal in einer großen Klinik für orthopädische Chirurgie in Moskau. Er sieht nicht viel anders aus als derselbe Raum in einer Klinik des Westens. Und auch die Ärzte unterscheiden sich äußerlich und in ihrem Können kaum von unseren Ärzten. Die Wissenschaft und insbesondere die Medizin sind, trotz aller Vorhänge aus Eisen und der noch weniger durchlässigen des Sprechens und Denkens, international.

Aber in diesem russischen Operationssal spielt sich etwas ab, das bisher noch nicht Eingang in die Praxis gefunden hat: ein neues Verfahren zur Beseitigung von Narkose- und Operationszwischenfällen wird angewendet. Ein russischer Gelehrter hat es ausgearbeitet. Professor Negowsky hat seine Lebensarbeit der Erforschung der Zeitspanne zwischen „klinischem" Tod — gekennzeichnet durch Herz- und Atemstillstand — und dem „biologischen", dem endgültigen Tod, gewidmet. Er hat ein Verfahren gefunden, mit dem es möglich ist, den „klinischen" Tod rückgängig zu machen.

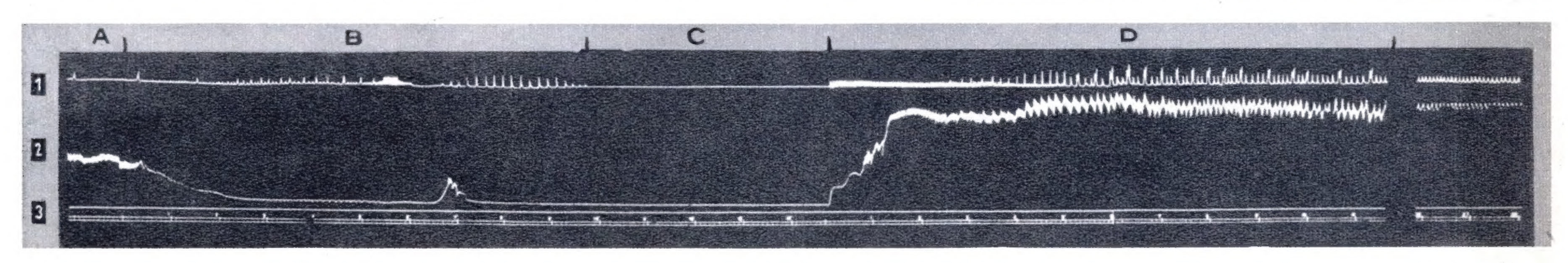
Ein Herz steht still

Alle drei merkten es gleichzeitig, der Chirurg, der Narkotiseur und die Schwester, die den Puls der Patientin fühlte. Die Schwester flüsterte: „Der Puls setzt aus." Der Narkotiseur sagte rauh: „Atemstillstand", und der Chirurg unterdrückte mühsam einen Fluch. Wütend und vorwurfsvoll blickte er auf den Narkotiseur. **Fortsetzung Seite 52**



PROFESSOR W. A. NEGOWSKY ist Leiter des Wiederbelebungs-Laboratoriums in Moskau. Er hat sein Leben der Erforschung der Zeitspanne zwischen „klinischem" und „biologischem" Tod gewidmet. Seine Methode der Wiederbelebung hat zahlreichen Soldaten, Unfallverletzten und Menschen das Leben gerettet, die einen Operations-Zwischenfall erlitten. Auch im Westen werden seine Forschungen stark beachtet.

DIE TODES- UND LEBENSKURVEN werden bei jedem Versuch aufgezeichnet. Bei 1 verläuft die Atmungs-, bei 2 die Blutdruckkurve. Kurve 3 gibt die Zeiteinteilung an (jeder Strich = 1 Minute). A und B zeigen das allmähliche Erlöschen des Lebens im Todeskampf. Bei C hat die Lebenstätigkeit vollkommen ausgesetzt, das Herz steht still, die Atmung ist erloschen. Unter D aber zeigt sich das rapide Erwachen der Funktionen bei der Wiederbelebung.



Bestrickende Weiblichkeit zeichnete Minna Planer aus, die erste Frau Richard Wagners. Sie war die Gefährtin der schwersten Jahre im Leben des von ewiger Unrast getriebenen Genies. Hollywoodstar Yvonne de Carlo spielt die von Eifersucht geplagte Minna, Alan Badel, der als Bühnenschauspieler berühmt wurde, spielt die Rolle Richard Wagners. Beide sind passionierte „Wagnerianer" und kennen seine sämtlichen Opern.

Frauenzauber im „Feuerzauber"

Drei Hollywoodstars spielen die Frauen um Richard Wagner
Wilhelm Dieterle dreht in Deutschland den Film „Feuerzauber"



Leidenschaftliche Hingabe an die Kunst führte Cosima, die temperamentvolle Tochter Franz Liszts und Frau des berühmten Wagner-Dirigenten Hans v. Bülow, an die Seite Richard Wagners. Die spätere Herrin von Bayreuth, die Wagner um nahezu 50 Jahre überlebte und sein großes Erbe verwaltete, wird von Rita Gam dargestellt.

Beseelte Liebesglut erfüllte die jäh geendete Freundschaft Richard Wagners mit Mathilde Wesendonck, der Gattin eines Züricher Freundes. Mathilde, im Film von Valentina Cortese verkörpert, ist das Urbild der Isolde aus Wagners Musikdrama „Tristan und Isolde".



ALBERT SCHWEITZ

Das Leben eines guten

VON JEAN PIERHAL

„Der größte Mensch unseres Jahrhunderts". — So nannten amerikanische Reporter den Urwalddoktor, Philosophen, Pfarrer und Musiker Dr. Albert Schweitzer. Aber dieser Superlativ machte den so Geehrten nicht etwa stolz, sondern krank vor Verlegenheit und Scham. Obwohl es heute wirklich kaum eine Persönlichkeit unter uns gibt, die es an Größe, Fülle und Vielfalt der Leistung mit dem Elsässer Albert Schweitzer aufnehmen könnte, will er selbst nicht als etwas ganz Besonderes gelten. „Es gibt viele Menschen, die unbeachtet und verkannt tun, was ich zu tun versuchte: zu helfen und den ihnen erteilten göttlichen Auftrag zu erfüllen," sagt der Doktor. Sein eigenes, nun bald volle acht Jahrzehnte umfassendes Leben war oft abenteuerlicher, als das eines Afrika-Forschers. Aber nicht nur das Herz eines Erdteils, sondern auch die Herzen zahlloser Menschen hat er erschlossen. Er ist durch weite Gefilde des Geistes und der Seele gestreift, das Alte ehrend, nach Neuem suchend und Hilfe spendend. In einer Zeit des Zweifels blieb er stark, humorvoll und bescheiden: ein Held, der Leben und Hoffnung spendete wo immer er sich hinwandte, Arzt eines kranken Jahrhunderts und vor allem anderen — ein guter Mensch.



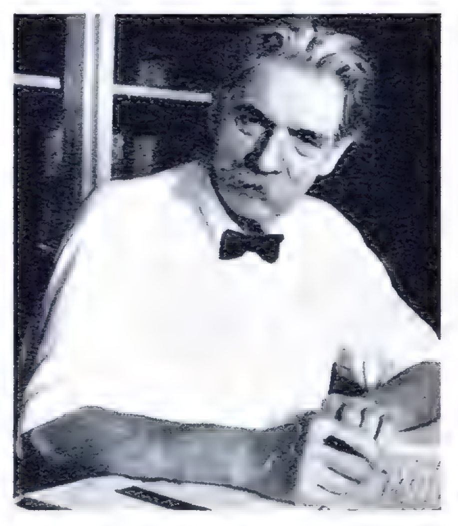
ARZT UND HELFER. Noch im Alter von 30 Jahren entschloß sich Albert Schweitzer, damals bereits Professor der Theologie, Medizin zu studieren. Er gründete in Zentralafrika ohne staatliche Hilfe sein Urwaldspital Lambarene, wo er als selbstloser Helfer gegen Lepra und Schlafkrankheit kämpft.



MUSIKER UND ORGELBAUER. Schon in jungen Jahren gab Albert Schweitzer Orgelkonzerte in ganz Europa. Er hat als Orgelbauer zahlreiche wertvolle Instrumente vor falscher Modernisierung oder Verfall gerettet. Hätte er sonst nichts geleistet — allein durch sein Orgelspiel wäre er weltberühmt.



PFARRER UND THEOLOGE. Albert Schweitzer war und blieb immer der große Seelsorger aus Berufung. Als Pfarrer traute er vor 40 Jahren Theodor Heuss, den heutigen Bundespräsidenten. Als Theologe schrieb er viele bedeutende Werke, darunter die bekannte „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung".



SCHRIFTSTELLER UND PHILOSOPH. Trotz seiner aufreibenden Tätigkeit fand Albert Schweitzer immer wieder Zeit für schriftstellerische Tätigkeit. Das Buch „Zwischen Wasser und Urwald" schildert seine Erlebnisse im Urwald. Er ist führender Musikschriftsteller und einer der tiefsten Kulturkritiker unserer Zeit.

ZER

Menschen

Anfangs fiel es den Beamten des Bahnhofs von Lindau gar nicht besonders auf, daß der Bahnsteig, auf dem der Eilzug aus Offenburg planmäßig einlaufen sollte, an diesem späten Junitage des Jahres 1954 größeren Zuspruch hatte als gewöhnlich. Aber als dann plötzlich zehn, zwanzig, vierzig und noch mehr Studenten durch die Sperre wollten, fragte der Kontrolleur: „Was ist denn eigentlich los? Unsere Fußballer sind doch noch in Bern. Die kommen erst in zwei bis drei Tagen hier durch ..."

„Wir wollen auf Schweitzer warten ..." antwortete ein hübsches junges Mädchen herzlich.

„Einer von den Nobelpreisträgern nämlich ..." erklärte ihr Begleiter. Es genierte ihn, man könne glauben, daß seine Freundin einen Filmstar empfangen wolle.

„Ein großer Mann", warf ein etwas exaltiertes älteres Fräulein ein.

„Gehn se mir weg mit großen Männern. Davon hab ich grade die Neese pläng ..." schnodderte der Berliner im Schalterhäuschen. „Ein Heiliger!" insistierte die Aufgeregte mit schwärmerischem Augenaufschlag.

„Na schön ..." knurrte der Mann mit der Knipszange. „Nur nich drängeln ... Immer einer nach dem anderen. In fuffzehn Minuten ‚der fliegende Teppich' auf Bahnsteig drei ..."

Da standen sie im Licht des trüben Spätnachmittages auf dem schmalen Betonstreifen am Rande des Schienenstranges, der hinaus ins Land führte. Es waren Menschen, die viel durchgemacht hatten. Da war keiner, dem die böse Zeit nicht mitgespielt hätte. Manchem hatte sie den liebsten Menschen genommen, manchem nur den Besitz, vielen ihre Gesundheit, fast allen ihren Glauben an Ideale.

Güte? Schönheit? Menschlichkeit? Wahrhaftigkeit? Nächstenliebe? Gerechtigkeit? Größe? Phrasen, nichts als Phrasen, die jeder Propagandist in den Mund genommen hatte, um damit das Schlimmste, Widerlichste zu tarnen. Einen Glauben an Ideale baut man eben nicht so schnell wieder auf wie Wohnviertel, Bürohäuser und Fabriken. Da ist zu viel eingestürzt, zu viel verschüttet und weggebrannt, da wächst nicht gleich wieder etwas.



EINFACH UND BESCHEIDEN. Wenn Albert Schweitzer reist, trägt er meist seine Koffer allein. Mehr noch: der fast Achtzigjährige hilft oft noch anderen Mitreisenden das Gepäck tragen. Dabei fährt er grundsätzlich nur in der Dritten Klasse. Auf die Frage eines Reporters, warum er dies tue, antwortete er einmal: „Weil es keine Vierte Klasse mehr gibt." ➡

ALBERT SCHWEITZER – Das Leben eines guten Menschen



DER KLEINE ALBERT SCHWEITZER (X) als ABC-Schütze in der Schule in Günsbach. Die Gruppenaufnahme, die im Jahre 1880 gemacht wurde, zeigt rechts den Lehrer und Organisten Iltis, in dem der kleine Albert einmal während des Gottesdienstes in der Dorfkirche den leibhaftigen Teufel zu erkennen glaubte.

Und doch ... sie waren gekommen, um einen Mann zu begrüßen, der an alle diese zusammengebombten, einst hehren Begriffe, unbeirrbar zu glauben schien, mehr noch: der ihnen nachlebte. Da lehnte die Frau aus Breslau, die ihren Mann im Krieg und ihre Kinder auf der Flucht verloren hatte, da ging der Medizinstudent aus Holland auf und ab, dessen Vater unter Sabotageverdacht füsiliert wurde, da war neben ihm ein gleichaltriger Freund aus Karlsruhe, der seine Eltern nie kennengelernt hatte und sich nun als Werkstudent durchschlug. Da saß auf einer Bank ein Mädchen, das glücklicherweise noch ein Kind gewesen war, als die Russen Berlin befreiten. Aber es hatte doch schon zuviel gesehen.

Alle diese Menschen kannten sich untereinander kaum. Aber sie trugen einen ähnlichen Gesichtsausdruck, wie er nur dem auffällt, der vom Auslande her nach Deutschland kommt. Er ist gemischt aus Gegensätzen: aus Resignation und Stolz darüber, daß man es wieder geschafft hat, aus Trauer und aus Hoffnung, aus wiedergewonnener Sicherheit und der Angst, daß es vielleicht einmal mehr schiefgehen würde.

Menschenmengen können Stimmungen ausdrücken wie ein Einzelmensch. Es trifft nicht zu, daß sie gesichtslos sind. Zorn oder Gleichgültigkeit, Begeisterung oder Niedergeschlagenheit — all das kann eine noch so zufällige Ansammlung zeigen. Nur Liebe vermag sie nicht auszustrahlen. Passion? Ja. Begeisterung? Gewiß. Aber echte Liebe braucht Einsamkeit, Stille, Innigkeit.

Das war aber nun das Besondere, Außergewöhnliche an dieser Menge, die am Bahnhof von Lindau auf Albert Schweitzer wartete: sie wartete in Liebe. Jeder einzelne von ihnen mit seinem einen besonderen Schicksal war heute seltsam aufgeschlossen.

Aber in diese Liebe mischte sich eine heimliche Furcht: würde der Mann, den sie hier grüßen wollten, sie enttäuschen wie so viele andere „Berühmtheiten"? Oder würde er bestehen?

Ein Reisender in der Dritten Klasse

Der rüstige alte Herr auf dem Fensterplatz Dritter Klasse war so altmodisch gekleidet, daß es jedem auffiel, der draußen auf dem Gang vorbeiging. Er trug einen Rock aus gutem schwarzem Stoff, ein gestreifter weißer Kragen mit einer dunklen Schleife sperrte seinen mächtigen starken Hals ein, vom buschigen Schnurrbart bis hinunter zu den festen hohen Schnürschuhen drückte alles an ihm solide Kraft und Zuverlässigkeit aus.

Er liebte einsame Reisen wie diese, obwohl sie begannen, ihn körperlich doch etwas zu ermüden. Sie schenkten ihm das, was er seit über vier Jahrzehnten mehr entbehrte als irgend etwas anderes: Stunden, in denen er frei von Pflicht war, Stunden des Betrachtens, Träumens, des unverbindlichen Gespräches mit Menschen, die nicht wußten, wer er war.

„Ich bin unverbesserlich", sagte er sich selber. „Hätte die Einladung zur Nobelpreisträger-Tagung absagen sollen wie so viele andere Einladungen. In meinem Alter muß man mit der Zeit geizen. Jeder Tag, jede Stunde zählt. Aber wie schwer ist es, ‚Nein' zu sagen! Einmal, als ein bockiger Esel uns auf der Dorfstraße nach Günsbach den Weg versperrte, habe ich mir gedacht: Der ist eigentlich klüger als du. Wenn er einmal ‚Nein' gesagt hat, bleibt es bei ‚Nein'. In Zukunft werde ich es halten wie er. Und was wurde aus diesem Vorsatz? Nicht viel. Der Mensch ist eben kein Esel ..."

Er schaute hinaus in die prangende Sommerlandschaft. Wie die Äcker gehegt waren, wie jedes Gärtlein gedieh und wie freundlich die um ihre Kirchtürme gescharten Dörfer herüberschienen, die da vorbeiflogen. Diese fleißige Sorge um den Boden, der Jahr um Jahr seine Ernte bringen soll, pflegte er seinen schwarzen Schülern und Freunden gegenüber am meisten zu loben, wenn er ihnen von Europa erzählte. Nicht die vielen, wie fette, übergroße, tropische Käfertiere aussehenden Autos, die dort hinten über die Straße im Wettlauf mit dem Zug einherkrabbelten, nicht die Transformatoren, die Fabriken und der ganze gleißende Maschinenkram, den sie hervorbrachten, schienen ihm jedesmal, wenn er wieder zurück in seinem Urwald war, bemerkenswert an Europa, sondern jene liebende Fürsorge des Bauern für seinen Acker. Wie reich war dieser Erdteil im Vergleich zu anderen! Wieviel Kulturschätze bargen diese kleinen schwäbischen Ortschaften: Bilder und Bücher und holzgeschnitzte Altäre und alte Orgeln. Aber die Europäer wußten ja nicht, was sie besaßen. Europa schlug sich in Sinnlosigkeiten herum wie ein gefallenes Pferd in seinen Strängen. Auf die Füße kommt das Pferd erst wieder, wenn man es abschirrt und beim Kopf ausrichtet. Er zog sich ein kleines Zettelchen heraus und notierte: „Auf die Füße kommt unsere Welt erst wieder, wenn sie sich beibringen läßt, daß ihr Heil nicht in neuen Maßnahmen, sondern in neuen Gesinnungen besteht."

Manchmal in solchen Stunden des völligen Alleinseins stellte er sich die alte Frage, die Frage, die sich jeder Mensch früher oder später stellt: „Hat mein Leben einen Sinn gehabt? Habe ich richtig gehandelt?" Er wußte, daß Tausende, ja vielleicht jetzt schon Millionen Menschen in allen Ländern und Erdteilen ihm ohne Zögern geantwortet hätten: „Ja, gerade Sie, Albert Schweitzer, haben richtig gelebt, auch wenn Ihre Freunde manchmal glaubten, Sie irrten sich. Gerade Ihr Leben hat einen Sinn gehabt. Sie haben die Welt der Gedanken und der Kunst als Philosoph, Theologe und großer, gottbegnadeter Musikant genossen und bereichert. Sie haben als Arzt und Mensch Leiden gestillt, gerade dort, wo es vielleicht am wenigsten Barmherzigkeit gab: im tropischen Urwald Afrikas. Sie sind eine der wenigen Persönlichkeiten, auf die unser Jahrhundert stolz sein kann ..."

Nun ja, das klang alles ganz schön. Er hatte es aus den Reden vernommen, die man hielt, wenn man ihn mit Preisen, Medaillen, Ehrenbürgerschaften belohnen wollte. Er kannte das alles aus den Zeitungsartikeln, Aufsätzen, und vor allem aus den vielen Briefen, die er bekam. Aber das zeigte ihm nur, wie wenig die anderen ihre Pflicht zu tun schienen. Denn es schien ihm, als habe er selbst gar nichts so Besonderes geleistet, als habe er nur getan, was er vermochte mit gottgegebenem Talent, gutem Willen, oft zu schwachen Kräften und eigentlich niemals wirklich ganz zur eigenen Zufriedenheit.

Urlaub vom Ruhm

„Dürften wir vielleicht einmal das Fenster öffnen?" fragte die Nachbarin, eine Bauersfrau aus einem oberrheinischen Dorf. „Aber gewiß ...", sagte der alte Herr, erhob sich mit Kavaliersgeste und zog selbst das Fenster hinunter, bevor ein Jüngerer herbeispringen und ihm helfen konnte.

So kam man ins Gespräch. Der Alte auf dem Eckplatz erzählte: „In der Schweiz ist mir einmal folgendes passiert. Es war grausam heiß im Zug. Neben mir saß ein dicker Herr, dem der Schweiß von der Stirne rann. Ich öffnete das Fenster. Der Herr protestierte. Der hinzugezogene Schaffner entschied, das Fenster müsse geschlossen bleiben; wor-

ALBERT SCHWEITZER – Das Leben eines guten Menschen

auf der dicke Herr zu mir sagte: ‚Warum gehen Sie nicht in das Nebenabteil, das ganz leersteht; dort können Sie ja mit dem Fenster machen, was Sie wollen.' Darauf antwortete ich: Nein, hier bleibe ich sitzen; ich will es miterleben, wie Sie der Schlag trifft."

Man lachte. Das Weinbäuerlein in der anderen Ecke steuerte eine Anekdote bei, der Handelsreisende riskierte einen Scherz, und plötzlich waren sie alle im Erzählen, aber der alte Herr übertraf sie noch jedesmal.

Manchmal klangs schon, als übertreibe er ein wenig, wenn er da so von seinen Urwaldabenteuern erzählte, von Riesenschlangen und Leopardenmenschen, vom wilden Schmaus der Neger nach erfolgreicher Elefantenjagd, riskanten Operationen und unheimlicher Fetischkraft. Ja, der hatte was zu berichten. Wenn er von einer Königin sprach, die ihm geschrieben und auf ihr Schloß nach Rumänien eingeladen hatte, so klang das genau so selbstverständlich, wie wenn er mit seinen Lausbubenstreichen in Colmar prahlte.

Aber er war nicht nur ein guter Erzähler, sondern ein noch besserer Frager. Diese Neugier! Alles wollte er wissen. Wie es im Krieg gegangen sei. Und wie es sich mit den neuen landwirtschaftlichen Maschinen arbeite. Und er ließ sich alle Krankheiten schildern, und die Not mit der Teuerung, und den Ärger mit den Behörden, und die Geschichten, die man sich so über den Pfarrer und den Gemeindevorstand zuraunte. Das war mal einer, der einen Spaß verstand, obwohl er zuerst gar nicht so ausgesehen hatte. In den Augen saß ihm der Schalk, und er zwinkerte jedermann in der Runde ermunternd zu, denn es gefiel ihm über alle Maßen gut, endlich einmal wieder ein gewöhnlicher Mensch unter Menschen zu sein, kein „großer weißer Doktor", kein berühmter Mann, dem man statt der brüderlichen Hand gar zu oft den Federhalter zum Autogrammsignieren hinhielt, von dem man hundert Antworten über alle Themen, von der Blumenzucht in Afrika bis zur politischen Lage, heischte, statt ihm selbst eine Anekdote, ein Erlebnis, eine Erfahrung zu schenken ...

Der Federhalter ... da war er schon wieder, das gezückte schwarze Ding! Der Schaffner hielt ihn bereit und stammelte dazu etwas verlegen:

„Sie sind doch sicher der berühmte Doktor Schweitzer? Wir haben nämlich Dienstmeldung bekommen, daß Sie in unserem Zug sind." Der Angesprochene unterschrieb geduldig in seiner merkwürdig runden, erstaunlich kleinen Schrift. Natürlich wollte der Lokomotivführer ebenfalls noch so ein Autogramm, und die Mitfahrer im Abteil dachten: „Man weiß ja nie. Was man hat, das hat man. Vielleicht wärs ganz gut, wir ließen uns auch eins geben." Der Ruhm war wieder da, der Ruhm hatte Albert Schweitzer wieder eingeholt ...

Humanität ist keine Taktik

Geheimrat Dr. Walter Frisch, Bankier, Diplomat, Weltmann und seit einiger Zeit Stadtvater von Lindau, hat es nicht immer ganz leicht, sein Ausgabenbudget für kulturelle Zwecke gegen jene zu verteidigen, die „praktischer" zu denken meinen. Vor allem die „Nobelpreisträger-Tagung" wird oft von Gegnern aufs Korn genommen, denn sie ziehe zu wenig zahlende Gäste an und nutze daher dem Fremdenverkehr nicht genügend. Geboren wurde die Idee, einmal jährlich alle Nobelpreisträger einer Sparte nach Lindau einzuladen, im Kopf des Mediziners Professor G. Parade, und ein anderer Arzt, der Frauenspezialist Dr. Franz Karl Hein, hat den Plan im Stadtrat energisch verfochten. Aber oft scheint es, als gäbe es in Lindau mehr Feinde als Freunde dieses nun schon fast Tradition gewordenen Treffens der Prominenten, die in Erinnerung an den Initiator der Tagungen im Volksmund „Parade-Pferde" genannt werden. Leisten kann sich Lindau diese Belastung eigentlich nur, weil die Spielbank jährlich ihren beträchtlichen „Sündenlohn" an die Steuerkasse abführt. Was also den Spielratten beim Roulette, Ecarté, Chemin de Fer und anderen Glücksspielen verlorengeht, kommt wenigstens zum Teil den meist recht weltfernen Physikern, Chemikern, Biologen zugute, die um weit höhere Einsätze spielen: um Gesundheit und Krankheit, um Leben und Tod.

Oberbürgermeister Frisch hatte lange kaum zu hoffen gewagt, daß Albert Schweitzer, Träger des Friedensnobelpreises, in diesem Jahre der Einladung folgen würde. Alle Nachrichten aus dem Kreis um Schweitzer lauteten ähnlich: „Der Doktor ist todmüde. Er muß, m u ß sich endlich etwas erholen. Seine Europareise darf nicht wieder eine zusätzliche Belastung für ihn bedeuten wie im Jahre 1952, als er an der Bewunderung, die man ihm allerorten in Europa entgegenbrachte, fast zugrunde ging. Damals reiste er in noch strapazierterem Zustand nach Afrika zurück, als er gekommen war. Habt Erbarmen mit ihm!"

Endlich hatte Schweitzer doch zugesagt. Er werde wenigstens beim letzten Tage des Lindauer Treffens zugegen sein, ließ er wissen. Einen Vortrag halten könne er allerdings nicht, er wäre auch froh, wenn man ihn möglichst nur wie irgendeinen gewöhnlichen, wißbegierigen Besucher der Veranstaltung betrachte und behandle. Die Tagungsleitung bot an, eine Mercedes-Limousine nach Günsbach zu schicken. Der alte Doktor ließ danken. Er hält nicht viel vom Autofahren. So bat man ihn, auf Spesenrechnung Erster Klasse zu reisen. Darauf kam keine Antwort mehr.

Doktor Frisch und sein Verkehrsdirektor stiegen also in Wasserburg, zwei Stationen vor Lindau, forsch in die Erste Klasse um, um ihren Ehrengast gebührend zu begrüßen.

Natürlich fanden sie ihn dort nicht. Weder auf dem roten Samt der teuersten Zugsabteile war er, noch auf den Polstern der Zweiten Klasse. In der Dritten endlich entdeckten sie schließlich die volle graue Mähne aus seidigem Haar, den gesträubten Schnurrbart, die gütigen Augen des Mannes, der noch bei Lebzeiten Legende geworden ist.

Müde schien er jetzt gar nicht zu sein, im Gegenteil: erfrischt und erfreut stellte er den Honoratioren die neugewonnenen Freunde vor.

„Irgend jemand, ich glaub, es war ein Amerikaner, hat einmal gesagt, ich sei ein ‚Millionär der Freundschaft'", erzählte der Doktor lachend. „Das hat mir gefallen ..."

Während der Zug wieder anfuhr, trugen die Gastgeber ihre Pläne vor. Man werde jetzt, wenn es dem Herrn Doktor recht sei, nach der Ankunft zum Konzert des polnischen Pianisten Niedzielsky fahren. Allerdings sei es ratsam, nicht am Lindauer Bahnhof auszusteigen, sondern schon eine Station vorher.

„Weshalb denn?" wollte Schweitzer wissen.

Nun ja, meinte das zweiköpfige Empfangskomitee ein wenig verlegen: es stünden am Bahnhof von Lindau so viele Menschen, die alle den Doktor Schweitzer sehen wollten. Diese Aufregung und Anstrengung wolle man ihm ersparen.

Da wurde der alte Herr richtig böse. Er beherrschte zwar seinen Jähzorn, den argen Kumpanen seiner Gutmütigkeit, aber er wurde doch etwas ungemütlich.

„Vor einem Rendezvous habe ich mich noch nie gedrückt, Herr Bürgermeister", verkündete er. „Ich kann doch diese Menschen nicht im Stich lassen."

„Ja, aber die Leute werden Sie bedrängen. Man wird Ihr Autogramm wollen. Man wird verlangen, daß Sie zur Menge sprechen."

„Herr Bürgermeister, Humanität ist nicht Taktik. Wenden Sie keine Tricks an, um mich zu schützen. Wehren Sie die Leute nicht ab, wenn sie zu mir kommen. Sie denken, ich kann ihnen helfen."

So wurde in Enzisdorf nicht ausgestiegen. Der Eilzug Offenburg-Lindau lief fahrplanmäßig ein, und ihm entstieg ein lieber alter Herr mit einem etwas verknautschten Hut, den er gerne verkehrtherum aufsetzt, in der Hand ein simples Köfferchen.

Die Blitzlichter prasselten los. Die Fotografen ließen ihre Glasaugen zwinkern: Auf — zu ... Auf — zu.

Der alte Herr lächelte gütig.

„Jetzt", sagte er schließlich, „jetzt zähle ich noch bis siebzehn ... Dann muß es reichen!

Also: Eins, zwei, drei ..."

Und nun begrüßt er jeden der Unbekannten, die ihm die Hand hinstrecken.

„Woher kommen Sie?" fragt er eine Studentin.

„Was studieren Sie?" erkundigt er sich bei ihren Kommilitonen.

Es sind keine puren Höflichkeitsfragen. Er ist in diesem Augenblick ganz intensiv bei dem Einzelmenschen und seinen Problemen.

Immer mehr Menschen quirlen um den Ankommenden. So viele Hände, die nach ihm greifen, so viele Blicke, die fragen. Als man vom Bahnsteig in die Bahnhofshalle kommt, drängen sich noch mehr Leute heran: Schulkinder und Erwachsene, Männer und Frauen.

„Rede halten!" ruft jemand aus der Masse. „Ja ... reden ... reden ...!"

Die offiziellen Begleiter des Gastes werfen sich stumme Blicke der Verzweiflung zu. Sie hatten es ja geahnt!

Wie soll man den großen Mann aus der Bedrängnis retten, in die ihn die Begeisterung der Lindauer gebracht hat? Wie wird man den bereits durch den Aufenthalt hier am Bahnhof in Unordnung geratenen „Stundenplan" des Besuches neu arrangieren?

Ein Reporter hat sich durchgekämpft, bis er nun vor dem alten Herrn steht.

Eine Erklärung? Nein. Er sei ja hier nur als Gast, als Zuhörer, als Student ... läßt Schweitzer wissen.

„Habt Mitleid mit einem alten Zugvogel", bittet er endlich mit abgespanntem Lächeln.

Es wurde endlich etwas ruhiger. Man wich ehrfurchtsvoll zurück. Die Menge stand stumm und sah dem Wagen des Oberbürgermeisters, in den Schweitzer gestiegen war, nach.

„Mensch, so was?" sagte der Bahnsteig-Kontrolleur mit der Knipszange.

„Mensch ...!"

Napoleon hat etwas recht Ähnliches ausgerufen, als er Goethe zum ersten Male begegnete: „Voilà, un homme." — „Endlich — ein Mensch!"

Der alte Herr aber saß im Konzert und dachte nach. Ein Gedanke verließ ihn nicht mehr. Er hatte ihn schon früher beschäftigt, doch selten so stark wie jetzt:

„Weshalb drängen sich die Menschen zu mir, als sei ich ein Heiliger? Und ich bin doch nur ein gewöhnlicher Sterblicher. Nicht mehr, nicht weniger. Es muß eine große Sehnsucht in ihnen sein, Sehnsucht nach einer echten Philosophie, die einer nicht nur lehrt, sondern vorlebt. Weshalb verehren sie aber gerade mich so? Welche Versuchung das doch ist! Welche Herausforderung zur Eitelkeit! Was habe ich denn eigentlich getan? Was war, wie war mein Leben?"

Ein unheimlicher Pate

Mit geschlossenen Füßen sprang der junge Pfarrverweser Louis Schweitzer über die kleine Wiege. So sehr freute er sich darüber, daß ihm Gott als zweites Kind einen Sohn geschenkt hatte.

Sehr hoch kann der Sprung allerdings nicht gewesen sein, denn die Stuben in dem alten protestantischen Pfarrhaus am Wall des ehrwürdigen Städtchens Kaysersberg im Oberelsaß waren recht niedrig. Am gleichen Tage, dem 14. Januar 1875, läutete das dünne Glöcklein auf dem schmächtigen Dachreiter, der als Ersatz für einen richtigen Kirchturm rittlings auf dem First saß, wie im Jubel.

Die Wohnung des geistlichen Herrn und das Gotteshaus waren beide im gleichen Gebäude untergebracht, und wenn die kleine Diasporagemeinde sich singend zum Gottesdienst versammelte, dann schrie das Albertle aus den Nebenzimmern hörbar mit. Das Pfarrersöhnchen ließ sich auch nicht von der ehrfürchtigen Stille imponieren, die sich ausbreitete, wenn Monsieur le Papa predigte.

Dann lächelte der Herr Pfarrer nur und machte etwas längere Pausen zwischen den Sätzen.

„Er lebt also noch ..." dachte er. „Mein Sohn lebt. Er schreit. Er weint und kreischt zwar jämmerlich, aber Odem

Wir suchen das gute Beispiel


Gibt es in unserer Zeit noch gute Taten? Gibt es nach den Jahren der großen Gleichgültigkeit und der seelischen Verhärtung noch jene stillen Wohltäter, die, ohne nach dem Lohn zu fragen, Gutes an ihren notleidenden Mitmenschen tun? Gibt es noch die echten Vorbilder der Menschlichkeit?

Der Dichter Erich Kästner sagte kürzlich: „Wer an die Zukunft glaubt, glaubt an die Jugend. Wer an die Jugend glaubt, glaubt an die Erziehung. Wer an die Erziehung glaubt, glaubt an Sinn und Wert der Vorbilder. Denn die Jugend will und braucht auf ihrem Weg in die Zukunft keine noch so gutgemeinten vaterländischen, europäischen oder weltbürgerlichen Redensarten, keinen Katalog, keinen Baedeker, sondern weithin sichtbare, im Lande der Zeit Richtung und Ziel zeigende Wegweiser. Sie will und braucht Vorbilder. Es gibt sie. Man richte sie nur, weithin sichtbar, auf!"

Ein solches Vorbild ist der Urwalddoktor, Philosoph, Pfarrer und Musiker Albert Schweitzer, dessen Lebensgeschichte wir in diesem Heft veröffentlichen. Doch er selbst wehrt bescheiden ab: „Es gibt v i e l e Menschen, die unbeachtet tun, was ich zu tun versuche: zu helfen ..."

Um diese unbekannten Helfer zu ehren und ihr Wirken als Beispiel herauszustellen, fordert REVUE alle Leser auf, gute Taten unbekannter Menschen, von denen sie Kenntnis erhielten, aufzuschreiben und der Redaktion einzusenden. Es kommt dabei weniger darauf an, daß eine namhafte Summe gespendet wurde, als daß durch ein spürbares Opfer wirkliche Not gelindert wurde. REVUE veröffentlicht diese Berichte der Leser in den nächsten Wochen unter dem Titel:

„Die gute Tat der Woche"



ECHT UND RECHT
ECKSTEIN
Nº 5
CIGARETTEN
Lebendige Tradition
Verfeinerter Genuß bedingt Erfahrung. Und wo hätte diese Tatsache wohl mehr Geltung als bei der Cigaretten-Herstellung? Da muß Wissen und Können erfahrener Tabakmeister sorgsam gehütet und von Generation zu Generation liebevoll weiterentwickelt werden. Eckstein darf sich glücklich schätzen, daß sich hier in lebendiger Tradition Erfahrungen angesammelt haben, die sich durch fünf Generationen bewährten.

ALBERT SCHWEITZER – Das Leben eines guten Menschen





ALBERT SCHWEITZERS GEBURTSHAUS am Wall des ehrwürdigen Städtchens Kaysersberg im Oberelsaß. Wenn man durch die Toreinfahrt des Wohnhauses (Bild links) geht, kommt man im Hof (Bild oben) zum Eingang der kleinen Kirche, in der Alberts Vater, der Pfarrer Louis Schweitzer, bis zum Jahre 1875 wirkte.

ist noch in ihm. Sei bedankt mein Herr Jesus."

Und es fiel ihm eine Last von der Brust.

Denn an manchen Tagen wären er und seine wackere Gattin Adele fast verzweifelt. Das kleine Kerlchen wollte und wollte nicht gedeihen. Am Anfang seines Lebens stand der Tod Pate, jener Tod, dem ein anderer Bürger von Kaysersberg, der berühmte Münster-Prediger Geiler, vor Jahrhunderten ein ganzes Buch voller Bußpredigten gewidmet hatte. Der Tod von Kaysersberg war nun kein dürres Gerippe, sondern wie man bei dem großen Kanzelredner nachlesen kann, ein recht stämmiger Elsässer, fest im Fleisch, gesund, gut genährt, mit einer Axt über der Schulter, breitbeinig um den Ort streifend, ein Baumfäller, ein Menschenfäller. Mit ihm hat der Albert gerungen, und wenn er aus diesem siegreich bestandenen Zweikampf schließlich kräftiger hervorging, als die meisten anderen, kann das eigentlich gar nicht wundernehmen.

Immerhin hat jener „Dorfmeier oder Forstmann", wie der Geiler ihn nannte, dem Pfarrersöhnchen heftig zugesetzt. Eines Nachts schien es sogar, als sei es ihm endlich gelungen, dieses zähe junge Bäumlein umzulegen, denn als die Mutter morgens in die Wiege schaute, da hielt sie ihr Kindlein für tot.

Der überlistete „Dorfmeier"

Aber das war gottlob nicht so. Das Kleine bewegte sich leise. Es atmete. Es öffnete die Augen. Diese grauen, klaren Augen, die so vielen Menschen Freude schenken sollten, bescherten der Mutter damals das größte Glück.

Sechseinhalb Monate nach Alberts Geburt schlug die Pfarrersfamilie dem unheimlichen „Dorfmeier" von Kaysersberg ein Schnippchen.

Man zog mit Sack und Pack in eine neue Gemeinde, gelegen am Rande frischer großer Bergwälder, eingebettet in fette grüne Wiesen und Weinberge. Der Ort hieß Günsbach im Münsterthal. Und der dortige „Dorfmeier" war jedenfalls gnädiger.

Die Pfarrfrauen der Umgebung, die wohl an ihre eigenen rosigen pauspäkkigen Engel dachten, verstummten vor Verlegenheit, als ihnen die Frau des neuen Seelenhirten von Günsbach bei der feierlichen Installation des neuen Geistlichen ihr dürres gelbes Söhnchen zeigte, das in seinem geschmückten Steckkissen wie in einem Krankenbett lag. „I bin glatt erschrocke", wisperte eine zur anderen. Und die Günsbacher raunten sich wohl beim sonntäglichen Kirchgang zu: „Das Bueble isch die erschte Beerdigung, wo der neu Pfarrer halte wird."

War es ein Wunder, daß die sonst eher zurückhaltende Pfarrersfrau manchmal in bittere Tränen ausbrach?

„Aber die Milch der Kuh des Nachbars Leopold und die gute Luft Günsbachs taten Wunder an mir" hat Albert Schweitzer später berichtet. „Vom zweiten Jahre an gesundete ich und wurde ein kräftiger Knabe."

Das glückliche Tal

Das Münsterthal oder wie man es auch im Elsaß nennt, die „kleine Schweiz der Vogesen ist eines der schönsten, reichsten und bevölkertsten Thäler des Wasgaus." So steht es zu lesen in einem Büchlein, das nur ein paar Monate vor Albert Schweitzers Geburt herauskam.

Aber dieses Stückchen Erde hat noch eine Eigenschaft, die von Reiseführern gewöhnlich nicht notiert wird: es macht seine Bewohner glücklich. Woran das liegt? Ja, wer könnte das genau sagen? Vermutlich ist es die Mischung von Süß und Herb in dieser Landschaft, deren tannenbestandene Berge etwas karg Alpines anklingen lassen, deren Grasteppiche, Rebhügel und schattigen breiten Nußbäume aber schon vom vollen, fruchtbaren Leben im gemäßigten Klima der Ebene künden.

„Gelt, das ist schön, daß wir hier daheim sind..." pflegte Schweitzer später zu sagen, wenn er mit Verwandten vom Kanzelrain aus, einem über Günsbach liegenden Felsvorsprung, in das Tal hinunterblickte. Gerade weil er, wie wenige andere, die ungebändigte Natur erlebt hat, den wuchernden Urwald, das düstere, sumpfige Pflanzenchaos, dessen Dunkelgrün den hellen blauen Himmel vergessen macht, gerade darum wußte er stets die Lieblichkeit seines Heimattales besonders zu schätzen.

Das glückliche Tal liegt etwas abseits von den großen Verkehrsstraßen. Deshalb hielten sich dort die alten Sitten und Trachten länger als in den meisten anderen Gegenden des Elsaß. Zur Zeit als der kleine Albert Schweitzer im Garten des evangelischen Pfarrhauses spielte, trugen die Männer, die seinen Vater besuchten, noch den Dreispitz, einen langen braunen Rock, schwarzes Brusttuch, kurze graue Kniehosen, lange Strümpfe und Schnallenschuhe. Die Frauen legten die schwarze Nebelhaube, den schwarzen Rock und das schwarze Mieder an. Es waren ernste Farben, in die man sich kleidete, und sie sollten aussagen, wie streng man es noch mit Sitte und Glauben nahm. Wohl wurden überschwängliche Bauernhochzeiten gefeiert, die manchmal gut eine ganze Woche dauerten, wohl gab es Festtage, an denen genug vom einheimischen Tropfen ausgeschenkt wurde, aber das waren eben leuchtende Ausnahmen. An gewöhnlichen Arbeitstagen aß man vor allem Kartoffeln, Kraut und den kräftig riechenden Münsterkäse; dafür schmeckte dann das Schweinerne besonders gut, wenn einmal geschlachtet, gebraten und geräuchert wurde.

Es war ein Tal, dessen Bewohner gewissenhaft ihre religiösen Pflichten erfüllten, als hier und dort schon in der Nachbarschaft Abfall oder Gleichgültigkeit in kirchlichen Fragen einzureißen begann. In jedem der Bauernhäuser fanden sich jahrhundertealte Bibeln und Erbauungsbücher, selbst oben auf den Almen, die nur im Sommer von den Melkern und Käsbuben bewohnt waren, gehörte neben den notwendigsten Geräten das Buch Gottes zum ständigen Inventar. Es gab kein Essen, das ohne das Sprechen des Segens vor Beginn und des Dankes nach dem Ende der Mahlzeit vollständig gewesen wäre und keine Woche, die nicht vom sonntäglichen Gottesdienst erst ihre Weihe, ihren höheren Glanz erhalten hätte.

PFARRER LOUIS SCHWEITZER siedelte sechs Monate nach Alberts Geburt von Kaysersberg nach Günsbach über, wo er fast 50 Jahre lang der evangelischen Gemeinde vorstand. Als er am 8. Mai 1925 starb, war sein Sohn bereits ein weltbekannter Mann.

Während der wackere Pfarrer Louis Schweitzer in Kaysersberg nur eine kleine, über weite Höfe verstreute, evangelische Gemeinde betreut hatte, war er in Günsbach das geistliche Haupt zahlreicher Familien. Hier hatten die Protestanten die Überzahl, aber die Katholiken wurden deshalb nicht weniger geachtet oder gar benachteiligt. Die Wunden des Dreißigjährigen-Religions-Krieges, der im Münstertal besonders böse gewütet hatte, waren längst verheilt, und der neumodische Kulturkampf, der damals gerade wütete, fand hier wenig Echo.

Begegnung mit dem Teufel

Der neue Pfarrer war bald sehr beliebt bei seinen Pfarrkindern. Er lebte in einem feuchten alten Haus, aber man hörte ihn nie klagen. Stets war er mit Rat und Tat zur Stelle, und wenn er predigte, so versteckte er nicht, wie so mancher andere, eine Lebensunkenntnis hinter dem Wissen um gelehrte Ausdrücke, sondern sprach aus seinem eigenen Erleben heraus mit einfachen Worten. „Ich bin im Grunde ein Laie", pflegte er zu sagen. „Aber der da...", und damit wies er auf ein Christusbild, „der war auch ein Laie, kein kluger Theolog!"

Wenn Vater predigte, war sein drei- bis vierjähriges Söhnchen Albert auch schon unter den Zuhörern. Offen gesagt: es war ihm recht schwer, so still zu sitzen und andächtig zu sein. Wie oft mußte er gähnen! Da legte ihm die Magd ihre zur Feier des Sonntages mit Zwirnhandschuhen überzogene rauhe Hand auf den Mund oder gab ihm einen kleinen Stoß, damit er nicht einschlafe und so den anderen Gemeindemitgliedern ein schlechtes Beispiel gebe.

Aber wenn dann gesungen wurde, war er um so kräftiger mit dabei. Er liebte die Musik, sie konnte ihn so glücklich oder erregt machen, daß es ihn kalt überlief. „Nicht so laut..." wisperte dann die Magd an seiner Seite, und da der Junge, ganz mitgerissen, nicht folgen wollte, war schon wieder die kräftige Zwirnhand da, um ihm einfach den Mund zu schließen.

Nur eines störte seinen Musikgenuß etwas. Sobald der Vater von der Kanzel abgetreten war, und die vollen Orgeltöne durch die Kirche brausten, da erschien seitwärts oben über dem Instrument ein zottiges Antlitz. Es schaute, wie es dem Knaben schien, grimassenschneidend hin und her über die Gläubigen. Kein Zweifel: das konnte nur der Teufel sein. Schon bevor der Pfarrer das Gotteswort verkündet hatte, war der Böse dort oben in der dämmrigen Ferne von dem Knaben gesichtet worden. Aber dann hatte ihn die wackere Predigt des Vaters vorübergehend vertrieben.

Doch nun war er wieder da, als sei er auf den Flügeln der holden, erregenden Töne geflogen gekommen und suche sich nun in Gemütsruhe aus, wen er einmal von den Günsbachern holen werde. Der kleine Albert fürchtete sich vor ihm und wäre ihm doch gerne begegnet. Wenn er nur dahinter käme, wie!

Fromme Angstschauer

Es gibt Kinder, die, wenn sie ins Fragealter kommen, bereits wissen wollen: Wie sieht der liebe Gott aus? Und es gibt andere, seltenere Kinder, die nach dem Teufel fragen. Zu ihnen gehörte der kleine Albert Schweitzer. Sein Vater, der Pfarrer von Günsbach, mag zuerst gar nicht verstanden haben, weshalb sein ältester Sohn sich so eindringlich nach dem Höllenfürsten erkundigte:

„Welche Farbe hat er? Hat er wirklich einen Schwanz? Ist es wahr, daß er nach Schwefel riecht? Weshalb gibt es ihn überhaupt? Warum erlaubt man ihm je-





Risiko zu hoch bezahlt?

»Da lese ich grade in der Zeitung«, sagt Otto, »daß ein großes Eisenwerk seine Dividende von 5 auf 7 Prozent erhöht hat. Das ist doch eigentlich unerhört!«

»Was ist denn eine Dividende?« fragt Bertha.

»Ganz einfach,« antwortet Fritz. »Eine Fabrik besteht vor allem aus Gebäuden und Maschinen. Diese Gebäude und Maschinen müssen gekauft werden. Dazu braucht die Firma einige Millionen. Woher kommt das Geld? Die Firma verkauft Anteilscheine, die man Aktien nennt. Die Käufer dieser Aktien vertrauen ihr Geld der Firma an und gehen damit natürlich auch das Risiko ein, das Geld zu verlieren.«

»Ja, aber was sind nun Dividenden?«

»Eine Bezahlung für dieses Risiko in Form von Zinsen. Wenn jemand für 100 Mark Aktien besitzt und er bekommt 5 Mark Zinsen, so sagt man: die Dividende ist 5 Prozent.«

»Aber wenn's keine Dividenden gäbe, bekämen wir doch mehr Lohn!«

»Nein, weniger Lohn, Bertha! Denn wenn die Aktionäre keine Verzinsung bekämen, würden sie ihr Geld den Fabriken nicht zur Verfügung stellen. Wenn die Fabriken aber kein Kapital hätten, um genug Maschinen zu kaufen, dann würde viel weniger produziert werden. Mit den Händen allein könnten wir es ja schließlich nicht schaffen. Du mußt immer bedenken: Mit dem Aktienkapital sind Gebäude und Maschinen gekauft worden.«

Otto ist noch nicht zufrieden: »Das ist ja ganz schön, aber warum muß die Firma denn die Dividende von 5 auf 7 Prozent erhöhen?«

»Das kann ich dir erklären, Otto. Die Aktionäre bekommen in schlechten Jahren gar nichts, also müssen sie in guten Jahren etwas mehr bekommen. In deiner Zeitungsnotiz steht ja auch, daß bei diesem Eisenwerk die Aktionäre in den letzten Jahren durchschnittlich nur 3 Prozent bekommen haben. Das ist doch nicht zu hoch für das Risiko, das die Leute eingegangen sind.«

Moderne Industrie-Anlagen erfordern heute viele Millionen. Woher sollen diese Summen kommen? Von einem einzigen? Es ist doch viel besser, wenn der Besitz sich auf Tausende von Menschen verteilt. Durch die Form der Aktiengesellschaft wird diese Verteilung erst ermöglicht. Die meisten Aktiengesellschaften haben Tausende von Aktionären. Der einzelne Aktionär besitzt oft nur für 2000 oder 3000 Mark Aktien. Die Aktien würden aber nie gekauft, wenn es keinen Anreiz zum Gewinn gäbe. Dieser Anreiz ist die Dividende — ein Lohn für das Risiko.

ALBERT SCHWEITZER – Das Leben eines guten Menschen



DAS „GLÜCKLICHE TAL" nennen die Elsässer das Münsterthal in den Vogesen, in dem der Ort Günsbach liegt. Immer wieder kehrte Albert Schweitzer in dieses Tal zurück, wenn er von seinem Urwaldspital in Afrika für kurze Zeit nach Europa kam. Wenn er bei solchen Besuchen von den sanften Hügeln aus über die Häuser von Günsbach blickte, pflegte er oft zu sagen: „Gelt, das ist schön, daß wir hier daheim sind..."

den Sonntag zu uns in die Kirche zu kommen?"

„Wie war das? Sag das nochmal, Albert!"

„Der Satan schaut jeden Sonntag beim Gottesdienst zu uns hinunter. Weißt du das denn nicht Papa?"

Der geistliche Herr versuchte nun umständlich zu erklären, daß der Herr der Hölle unsichtbar sei, daß er mit den Gedanken fliege und sich getarnt in Versuchungen an seine Opfer ganz unauffällig heranschleiche. Damit war für ihn die Sache erledigt. Sein Sohn aber glaubte es besser zu wissen. Er hatte den Teufel gesehen. Das würde man ihm nicht ausreden.

Erst viel später, als er schon zur Schule ging, sollte die unheimliche Sonntagsbegegnung Albert Schweitzers mit dem „Teufel" sich ihm vernünftig aufklären.

Der, den er für den Satan selbst gehalten hatte, war nämlich niemand anders als der brave Dorf-Organist Iltis, dessen Antlitz jedesmal im Rückspiegel über der Orgel schemenhaft auftauchte, sobald er sich vor die Tastatur setzte. In der Zeit aber, die des älteren Schweitzer Predigt dauerte, pflegte sich der arme Teufel sonntäglich herzurichten: er rasierte und frisierte sich umständlich, während der Pfarrer gegen die Eitelkeit der Welt wetterte.

Ob es dem Musiker mit seinen Verschönerungsversuchen gelang, auf seine Umgebung einen Eindruck zu machen, wissen wir nicht. Bestimmt aber jagte er dem kleinen Albert Schweitzer manchen frommen Angstschauer den Rücken herunter. Wenn bei der Lektüre von Erbauungsbüchern am abendlichen Kamin des Bauernhauses die Rede auf den Satan kam, so wußte Albert, daß es jemand war, den er persönlich kannte. Weshalb aber wohl niemand anders den Satan zu sehen schien?! Das machte ihn oft grübeln. War er vielleicht besonders schlecht? Konnte er etwa nur deshalb als einziger den Höllenfürsten leiblich erblicken, weil dieser schon sein Auge auf ihn geworfen hatte?

Weshalb lügen die Erwachsenen?

Es gab manche andere ähnliche Ängste. Da war die Magd, die am Morgen das volle, jungenhaft widerspenstige Haar ihres Albert mit Kamm, Wasser und Pomade zu bändigen versuchte. Das gelang nur schwer und oft fast gar nicht. Da schalt sie dann wohl und behauptete, so wie die Haare seien, sei auch der Mensch, dem sie wüchsen: Ohne Disziplin. Eigensinnig. Ein Ärgernis.

„Sie mag recht haben", sagte sich der kleine Knabe. „Ich bin wirklich oft wild und ungesittet. Das ist furchtbar!"

Trost kam ihm erst, als er anläßlich eines Museumsbesuches im nahen Colmar den Isenheimer Altar bewundern sollte. Der Anblick des Kunstwerkes regte ihn gewaltig auf. Nicht etwa weil er eine frühreife Ahnung von der Größe dieses Kunstwerkes gehabt hätte, sondern weil er auf ihm voller Wonne feststellte, wie strubblig und widerborstig dem Täufer Johannes die Haare vom Haupte abstanden.

„Wenn Johannes es trotz seiner Haare so weit gebracht hat", überlegte das Kind, „so bin ich wohl auch noch nicht ganz verloren."

Aber da war gleich wieder die Geschichte mit den Stirnhörnern, die ihm neue Ängste einjagte. Monsieur Jägle, ein kauziger Günsbacher, der sich würdevoll als Sakristan und Totengräber betätigte, ließ keine Gelegenheit vorbei, den kleinen Pfarrerssohn zu necken und zu schrecken. Er griff nach der hohen Stirn des Buben und murmelte: „Sie wachsen, die Hörner, sie wachsen. Bald werden sie durch sein." Gab es denn nicht nur Tiere, sondern auch Menschen mit Hörnern? fragte sich der Knabe. Scheinbar ja, wie eine Abbildung der Moses-Skulptur von Michelangelo im Pfarrershaus verriet. Unausdenkbar, so gezeichnet zu sein!

Zwar beruhigte der Vater die Ängste des Sohnes, aber ganz verscheuchte er sie wohl doch nicht. Das brachte eher die nächste, haarsträubende Behauptung des Totengräbers zustande.

„Jetzt sind wir bei den Preußen. Da wirst du einmal zu den Soldaten gehen müssen wie alle Männer. Dann werden sie dir beim Schmied ein schweres Eisengewand anmessen."

Ein solcher Gedanke behagte dem friedliebenden Albert ganz und gar nicht. Gewitzigt durch frühere Erfahrungen mit dem hämischen Schalk, begann er, die Schmiedewerkstätte von jenseits der Straße her zu beobachten. Und siehe da: nicht ein einziger Soldat in Eisenrüstung kam je aus der Werkstatt des Handwerkers heraus. So mußte es denn wohl wahr sein, wenn die Mutter behauptete, Soldaten würden nur in Tuch gekleidet, nicht viel anders als kleine Buben.

Man wußte wirklich nicht, was von den Erwachsenen zu halten sei. Sprachen sie eigentlich die Wahrheit oder logen sie immerfort? Und weshalb logen sie?

Die Technik kommt ins Paradies

Wenn der Totengräber Jägle gerade über Wehrpflicht und Soldatenleben Witze machte, so war das kein Zufall. Damals in den zu Ende gehenden Siebzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts war die Welt schon voll von militärischem Tschingtrara und Säbelgerassel. Besonders im Elsaß, das 1871 an das neugebildete Deutsche Reich gefallen war, diskutierte man Fragen wie das neue Gesetz über den Landsturm mit ebensoviel Eifer wie Unruhe.

Noch stand die alte Welt in Blüte, schwelgte in Zukunftshoffnung und war stolz auf die Errungenschaften des Fortschritts. Die Technik wurde noch nicht als störend oder gar als Problem empfunden. Fabriken wie die Hartmann'sche Textilmanufaktur im nahe bei Günsbach gelegenen Münster, fügten sich ohne zu große Schwierigkeiten in den Rhythmus des ländlichen Lebens ein. Die seit 1867 von Colmar herkommende Eisenbahnlinie hatte etwas Spielzeughaftes, Liebenswürdiges an sich. „Technische Wunder" wie der Fernsprecher, der 1877 hier in Mitteleuropa seinen Einzug hielt, wurden bestaunt und beklatscht.

Aber schon war der Anfang zu allen Entwicklungen gelegt, die den nächsten Generationen Sorge und Schmerz bereiten sollten. Ein Land nach dem anderen führte die allgemeine Wehrpflicht ein. Es brach die erste Weltwirtschaftskrise aus, es gab die ersten großen Streiks, und scharfe Gesetzgebung zu ihrer Unterdrückung. Das Mikrophon und das Fernsehen wurden erfunden, es wurde die erste Zielfahrt mit dem Luftschiff gestartet, und das Dynamit des Herrn Nobel, die neueste Errungenschaft der chemischen Laboratorien, wurde von allen Großmächten eifrig gehortet.

Da spielt ein Kind namens Albert Schweitzer im behüteten Pfarrgarten seines Vaters. Eine Biene fliegt herbei, weil der Vater sich gerade an den Waben zu schaffen macht, und sticht das Kind, das in verständlich lautes Wehgeschrei ausbricht. Wie wichtig ist die kleine Biene in diesem Augenblick! Im gleichen Jahre aber, vielleicht zur gleichen Stunde, gelangt ein Franzose italienischer Abstammung namens Pierre Savorgnan de Brazza bis zum weitesten Punkt seiner im Oktober 1875 begonnenen Forschungsreise auf dem Ogowefluß in Zentralafrika vor und pflanzt dort die Trikolore auf.

Ganz unwichtig wird für das Leben des kleinen Jungen im Günsbacher Gartenparadies jener Bienenstich sein, entscheidend für sein Leben dagegen die Reise jenes französischen Grandseigneurs, dessen Spuren er einmal folgen wird, um sein Lebenswerk in eben jenem fernen Urwaldgebiet aufzubauen. So wachsen unsere späteren Aufgaben mit uns heran. In Günsbach träumt ein kleiner Knabe davon, Zuckerbäcker zu werden, aber ein paar hundert Kilometer weit entfernt davon entdeckt ein gewisser Hansen den Leprabazillus, mit dem sich dieser Knabe viele Jahre wird herumschlagen müssen. Und als unser Held, launisch, wie Buben nun einmal sind, sich gerade entschlossen hat, Fuhrmann zu werden, baut Daimler gerade den ersten schnellaufenden Verbrennungsmotor. Während der Junge im Bettlein unter dem Dach des Pfarrhauses den lieben Gott um die Beschützung und Bewachung aller Lebewesen bittet, läßt sich Monsieur H. St. Maxim sein erstes Maschinengewehr patentieren.

Im nächsten Heft:

Werdet wie die Kinder — Besonnte Jahre — Wonne der Musik — Lausbub mit Gewissensbissen — Das große Flußabenteuer — Der traurige Neger vom Marsfeld — Erziehung durch einen Hausierer

BILDER AUS DER HEIMAT DER EDELSTEN TABAKE DER WELT

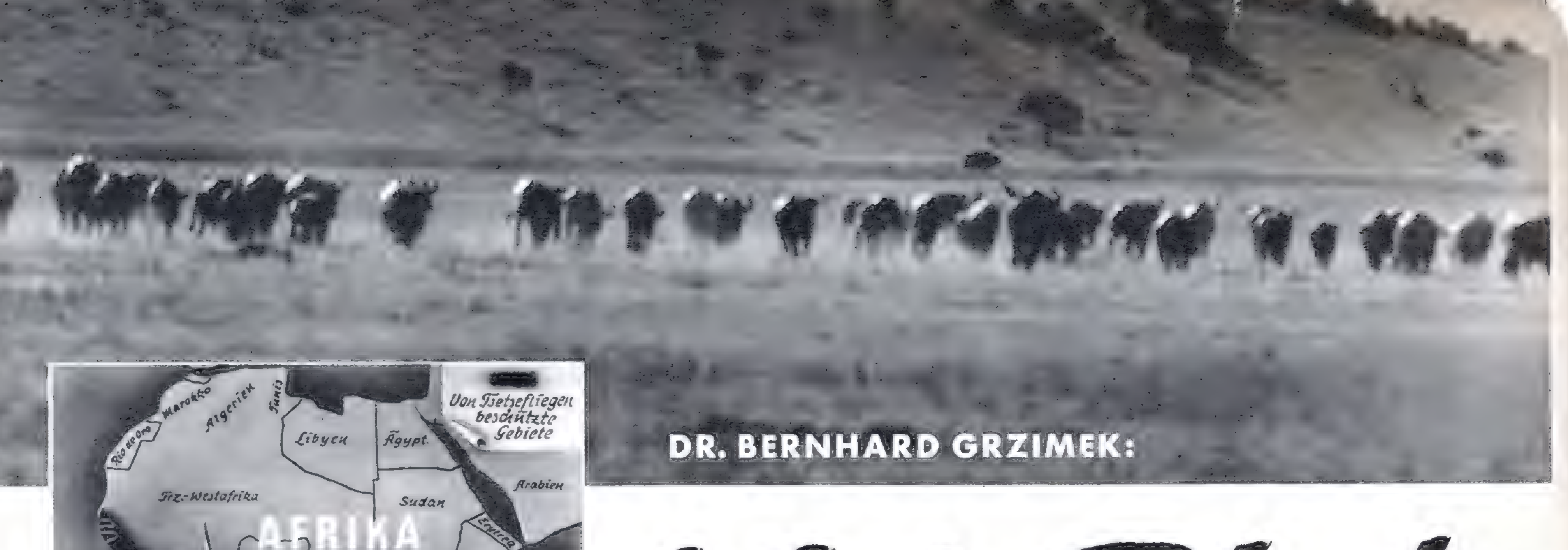
KIRLIKOVAS WELTBERÜHMTE TABAKFELDER



GELBE SORTE REEMTSMA

Eine Cigarette im klassischen Stil · der Reemtsma-Werke Hamburg

Extrem-leicht



DR. BERNHARD GRZIMEK:

Kein Platz für wilde Tiere

Wettlauf mit der Rinderpest / Die Tsetsefliege schützt die wilden Tiere

VERBÜNDETE DER WILDEN TIERE sind die von den Menschen Afrikas so gefürchteten Tsetsefliegen, da sie neben der bekannten Schlafkrankheit auch die Nagana übertragen, eine gefährliche Tierkrankheit. Wo die Nagana herrscht, gibt es keine Pferde und Rinder, also auch keine Farmen. Und wo keine Farmen sind, ist noch Platz für wilde Tiere. Bild oben: Eine Büffelherde zieht vorüber.

Die wilden Tiere Afrikas haben in der kleinen Tsetsefliege einen mächtigen Helfer, stellt der bekannte Tierforscher Dr. Grzimek in der heutigen Folge seines großen Afrika-Berichtes fest. Der Direktor des Frankfurter Zoos, der den Bericht über seine letzte Reise an den Oberen Kongo mit einer leidenschaftlichen Anklage gegen das sinnlose Ausrotten der wilden Tiere begann und im letzten Heft der REVUE von seinem Zusammentreffen mit den Angehörigen einstiger Menschenfresserstämme erzählte, begegnet jetzt zum ersten Male einer Büffelherde. Das veranlaßt ihn, sich des dramatischen Wettlaufes des deutschen Gelehrten Robert Koch gegen die Rinderpest zu erinnern und der bösen Tsetsefliege ein Loblied zu singen.

Jetzt, in der beginnenden Regenzeit, schoß hier das Gras in der Savanne so in die Höhe, daß man ihm dabei bald zusehen konnte. Es ging unseren Pferden bis an den Rücken. Alles war so frisch und grün wie bei uns im Mai — ganz anders, als ich Afrika auf meinen früheren Reisen kennengelernt hatte. Wir ritten geradewegs auf eine Gruppe von vier hohen Bäumen zu. In ihrem Schatten lag ein Grab mit einem Holzkreuz darauf. „Dr. Gudberth Christi 1932", stand darauf. Das Kreuz war sichtlich erst vor ein oder zwei Jahren erneuert worden. Herr Marinos, unser Führer und Begleiter, stieg ab und räumte einen verdorrten Zweig beiseite, der auf den Hügel gefallen war. „Es war ein Arzt, der hier Büffel jagte", so erzählte er. „Er war mit einem schwarzen Gewehrträger allein unterwegs, schoß einen Büffel an und wurde von dem Tier angegriffen. Der Schwarze war sofort tot, während Dr. Gudberth schwer verwundet wurde, aber das wütende Tier mit weiteren Schüssen vollends töten konnte. Gudberth lag aber selbst hilflos mit zerrissener Bauchdecke und zerfetzten Därmen auf der Erde. Weil er als Arzt sehr wohl wußte, daß es für ihn hier, fern von jedem Chirurgen, bei einer Öffnung der Bauchhöhle keine Rettung gab, schoß er sich selbst eine Kugel in den Kopf. Sein Grab hat hier schon mancher Jäger besucht."

Wir ritten schweigend weiter, den Büffelherden entgegen, die dort etwa zwanzig Kilometer weiter stehen sollten. Ich saß seit bald zehn Jahren zum ersten Male wieder auf einem Pferde. Früher war ich sehr viel geritten, und deswegen wußte ich, daß ich morgen einen gehörigen Muskelkater haben würde, und noch mehr Michael, der vorher kaum jemals auf einem Pferde gesessen hatte. Es war überhaupt erstaunlich, daß ich ausgerechnet hier im Mittelpunkte Afrikas wieder in den Sattel gestiegen war. Denn gerade hier sind Pferde eine sehr große Seltenheit. Das liegt an der Nagana-Seuche, einer Tierkrankheit, die genau wie die Schlafkrankheit der Menschen von Tsetsefliegen übertragen wird. Sie wird auch bei den Tieren von einem Trypanosom verursacht, das dem der Menschen-Schlafkrankheit sehr ähnlich und verwandt ist. In meinem Buch „Flug ins Schimpansenland" habe ich beschrieben, wie diese Krankheit entdeckt, erforscht und bekämpft wurde. Der Nagana ist es zu verdanken, daß man bisher fast überall im mittleren, tropischen Teile Afrikas keine europäischen Haustiere, keine Rinder, Schafe, Pferde halten kann, so wie man das etwa in Südamerika tut. Wo Riesenherden von Rindern weiden, sind die Hyänen, Löwen und Leoparden von den Farmern bald ausgerottet, und die Antilopen, Giraffen und Nashörner folgen nach, teils weil sie den Kühen nichts

Fortsetzung auf Seite 34

VON DEN JÄGERN GEFÜRCHTET ist der afrikanische Büffel, obwohl er keineswegs gefährlich ist. Solange man ihn nicht anschießt, tut er keinem Menschen etwas zuleide. Auch ein europäischer Hausrinderbulle, den man verwundet, wird sich „bösartig" gegenüber seinem Peiniger benehmen. Das vergessen die guten Büffeljäger oft . . .

in Ostafrika innerhalb weniger Monate noch andere wichtige Dinge geklärt. Er wies nach, daß eine Viehkrankheit in Deutsch-Ostafrika, mit der man nichts Rechtes anzufangen wußte, nichts anderes war als das Texasfieber, welches die Tierärzte kurz zuvor in Amerika entdeckt und beschrieben hatten, und daß eine andere rätselhafte Menschenkrankheit im Inneren Deutsch-Ostafrikas tatsächlich die gefürchtete, echte Beulenpest war. Man hat später erkannt, daß die Pest in einigen Tälern Innerafrikas ebenso einen festen Stammsitz hat wie an den Hängen des indischen Himalaya, von denen aus der Schwarze Tod immer wieder seine traurigen Siegeszüge um die Welt angetreten hat.

„Die segensreichsten Auswirkungen" der kurzen Reise Kochs nach Südafrika hat aber nicht nur das Kapland, sondern haben seitdem alle Länder der Erde zu spüren bekommen. Weil man sich jetzt darüber klar war, auf welche Weise sich die Tiere ansteckten und wie die Seuche sich weiter verbreitete, und weil man ihr Barrieren von geimpften, unempfänglichen Rindern in den Weg legen kann, ist die einst so gefürchtete Rinderpest in ganz Europa, Amerika und auch in vielen Ländern Asiens ausgerottet worden. In Afrika aber ist sie heimisch geblieben. Hier und dort flackert sie immer wieder auf, wenngleich sie nicht mehr so verheerend wirkt, weil die Tierbestände schon vererbte Widerstandskräfte gegen sie haben, und weil die Wildtiere in weiten Gegenden ausgerottet, in anderen viel weniger zahlreich sind.

Wir müssen einfach Glück haben

Eine einzige Einschleppung von Rinderpest in Europa aber kann sich furchtbar auswirken. Als sie durch Unvorsichtigkeit vor Jahrzehnten nach Holland hineingebracht wurde, konnte man des Unglücks gerade noch Herr werden, aber nur, indem man im weiten Umkreis alle Rinder, auch die kostbarsten Zuchtbestände, rücksichtslos umbrachte. Deswegen ist es auch so schwer, pestempfängliche Zootiere aus Afrika in die Zoologischen Gärten Europas und Amerikas zu bringen. Sie müssen wochenlange Quarantänen durchmachen. In besonders gefährlichen Zeiten hat man verlangt, daß Watussi-Rinder aus dem Inneren Afrikas monatelang in Elbkähnen weitab vom Lande in der Elbemündung verankert standen. Zwischen zwei afrikanischen Kühen war immer eine deutsche angebunden, die überdies noch ein wenig von dem Kot der Fremdlinge ins Futter gemischt bekam. Sie sollten die beste Gelegenheit haben, sich an Rinderpest anzustecken, falls die Seuche doch in den scheinbar gesunden, importierten Kühen stecken sollte. Erst unlängst führte der Züricher Zoo einen Prozeß gegen den obersten Beamten der Schweizer Veterinärverwaltung. Dieser sollte andere europäische Länder veranlaßt haben, für Zürich bestimmte Giraffen aus Ostafrika nicht ausladen zu lassen. Sie mußten daher von dem Schiffskapitän, der sonst nicht hätte in den Hafen einfahren dürfen, auf hoher See erschossen und über Bord geworfen werden, obwohl sie völlig gesund waren.

Ich aber wollte das erste Okapi nach Deutschland, wollte andere rinderpestempfängliche Tiere ausführen, hatte schon von der Sabena ein teures Sonderflugzeug gechartert — und stand nun im Kongo selbst mit dem Fuß an den Kadaverüberresten eines Büffels, der an Rinderpest gestorben war. Mir stockte der Atem. Diese Tierleiche hier war zwar längst ungefährlich — der Erreger der Rinderpest wird nach kurzer Zeit durch Fäulnis zerstört und er hält sich nicht am Boden oder an der Sonne. Wir waren auch noch Tausende Kilometer von der Heimat der Okapis entfernt. Aber wer würde schneller sein, die Seuche oder wir? Würde man es mir erlauben, und würde ich es selbst verantworten können, Tiere aus diesen Gegenden in das Herz von Europa zu fliegen? Ich hatte für die nächsten Wochen viel zu grübeln, zu fürchten und zu hoffen.

Im nächsten Heft:

Wo Afrikas Elefanten zahm werden — Lastwagen sind billiger als Elefanten — „Baden verboten", sagen die Krokodile — Milchfrühstück für Elefantenbabys — Auf zum Eduardsee

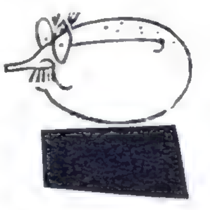




„Kleine Revue"

VON HENRIETTE

Schon sieben Jahre war das Ehepaar verheiratet. Eines Abends war es zu einem Fest eingeladen. Er stand schon wartend an der Tür — mit der Uhr in der Hand natürlich! — und trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen. Endlich kam sie angeschwebt. „Herr des Himmels!" rief der Mann entsetzt, „du hast ja das reinste Nachthemd an!" „Stimmt!" lächelte sie hinterhältig, „und nun, wo du endlich einmal wieder bemerkt hast, was ich anhabe, kann ich ja ein Kleid anziehen!"



Ein junger GI, frisch aus Europa zurück, besuchte seine Braut. Er traf sie dabei an, wie sie mit einem Stab im Zimmer herumfuhrwerkte. „Darling, was tust du?" rief er verwundert.

„Gymnastik!" gab sie zurück und ließ sich nicht stören. „Gut für die Linie! Jeden Tag dreihundertmal hin und her!"

Der GI war starr vor Staunen, und nachdem er ein Weilchen zugesehen hatte, meinte er: „Tolle Sache das! Wenn nun unten an dem Stab noch ein Besen wäre — du würdest wahr und wahrhaftig die Stube kehren!"

Bundesfinanzminister Fritz Schäffer versuchte einer ebenso charmanten wie wissensdurstigen Dame die Grundzüge der Finanzpolitik zu erklären. Als er dabei das Wort „Budget" brauchte, unterbrach sie ihn und fragte: „Können Sie mir bitte sagen, was man darunter versteht?"

Schäffer überlegte kurz und meinte: „Ein Budget aufstellen heißt, seinem Gelde sagen, wohin es gehen soll, anstatt sich zu wundern, wohin es wohl gegangen ist!"



Ein berühmter Astronom sprach über das Nachlassen der Sonnenwärme und sagte: „Und so, meine Herrschaften, können wir schon jetzt errechnen, daß unsere alte Sonne in zirka 90 Millionen Jahren restlos erloschen ist!"

„In wieviel Jahren?" rief einer entsetzt dazwischen.

„In zirka 90 Millionen!"

„Na, Gott sei Dank!" meinte der Zwischenrufer und setzte sich beruhigt, „ich hatte schon verstanden: in achtzig Millionen Jahren!"

Ich fragte einmal einen berühmten Schauspieler, dessen Namen ich natürlich in diesem Zusammenhang auf keinen Fall erwähnen darf: „Weshalb verdecken Sie eigentlich so sorgfältig Ihre doch recht attraktive Glatze dauernd unter einer Perücke? Es heißt doch, daß eine Glatze sogar ein Zeichen von männlicher Kraft sei?"

Er grinste: „Das mag schon stimmen! Aber wissen Sie, eine Glatze verringert die Möglichkeiten, eben diese Kraft zu zeigen, ganz ungeheuer!"

Bei den Kämpfen in Indochina war es, daß ein Geistlicher von einem Verwundeten zum anderen eilte, um Trost zu spenden. Ein junger Soldat, der im Sterben lag, hauchte mit letzter Kraft: „Bemühen Sie sich nicht, ich gehöre nicht zu Ihrer Kirche!"

„Macht nichts", lächelte der Pater, „aber du gehörst zu meinem Gott!"

Ausgerechnet Ava Gardner hat man neulich gefragt, ob sie den Begriff „Egoist" definieren könne? Sie zögerte keine Sekunde: „Ein Egoist ist ein Mann, der sich nicht mit mir beschäftigt!"

Zu einer Dame, die zu Haus und überall unendliche Reden von Stapel ließ, meinte neulich ein Spötter: „Sagen Sie, Gnädigste, denken Sie eigentlich vorher über eine Sache nach, über die Sie sprechen?" Die Dame sah ihn unschuldig und verwundert an: „Aber nein! Wie soll ich denn wissen, was ich über eine Sache denke, bevor ich weiß, was ich über sie zu sagen habe?!"



Ein junger Schauspieler, sehr von sich überzeugt, erschien kürzlich am Künstlertisch eines Theaterrestaurants und begrüßte Hans Albers, der dort in Ruhe seinen Schoppen trinken wollte, mit den Worten: „Hallo, Herr Kollege! Auch hier?"

Albers stutzte: „Wieso Kollege? Sammeln Sie denn auch Briefmarken?"

Als ich kürzlich ein paar Tage Urlaub machte, hörte ich die Wirtin des kleinen Gasthofes, in dem ich wohnte, jeden Morgen dasselbe Lied singen. Es war ein uralter Schlager, und am dritten Morgen fragte ich sie, ob sie denn gerade dieses Lied so besonders liebe?

„Das nicht", meinte sie, „aber es ist so praktisch! Seit zwanzig Jahren singe ich es, wenn ich die Eier für meine Gäste koche. Eine Strophe — und sie sind weich, drei — und sie sind hart gekocht!"



Am Tage vor der Hochzeit nahm der beste Freund des Bräutigams eine Flasche Wein unter und seinen Freund an den Arm, verschwand mit beiden in einer stillen Ecke und sagte: „Hör, ich habe mit dir zu reden! Glaub einem alten Ehemann: Man muß den Frauen schon am ersten Tag der Ehe klarmachen, wer der Herr im Hause ist! Es hat nämlich gar keinen Zweck" — und dabei seufzte er tief — „sich selber irgend etwas vorzumachen!"

Als Orson Welles in London war, wurde er — man glaubt es kaum — eines Abends in einer sehr konservativen Gesellschaft herumgereicht. Er tat wie immer sein Bestes, das enfant terrible zu spielen. Es gelang ihm glänzend, und so fragte der Hausherr, nachdem er gegangen war, seine Gäste: „Was sagen Sie zu Welles?"

Alles schwieg, nur ein alter Lord meinte trocken: „Der Mann hat die bemerkenswerte Gabe, Feindschaften auf den ersten Blick zu schließen?"



Briefe an die REVUE

Die Jagd ist berechtigt

Man kann mit den Ausführungen des Herrn Grzimek einverstanden sein, soweit es sich um eine Stellungnahme gegen das sinnlose Abschießen besonders edler Tierarten in Afrika handelt. Mir ist es, obwohl passionierter Jäger, stets unverständlich geblieben, welchen Zweck es hat, Elefanten, Nilpferde, Löwen usw. totzuschießen, es sei denn aus Gründen der Abwehr. Völlig unverständlich erscheint mir der Mord an einem Gorilla. Aber der Angriff des Herrn Grzimek gegen den Jäger allgemein geht weit über eine sachliche Berichterstattung hinaus. Die deutsche Jagdausübung bewegt sich durchaus in geregelten Bahnen. Ich weiß nicht, ob sich Herr Grzimek einmal Gedanken darüber gemacht hat, was geschehen würde, wenn dem Wild eine ungehinderte Vermehrung gestattet würde. Wir haben in dieser Beziehung ja unsere sehr bitteren Erfahrungen mit der Vermehrung des Schwarzwildes während der Besatzungszeit und dem tatsächlich unerträglichen Wildschaden gemacht. Im übrigen sind gerade auf Betreiben der deutschen Jäger sehr viele Tierarten, z. B. fast alle Raubvögel, unter vollen Schutz gestellt.

BONN — ULLRICH SCHERPING, Deutscher Jagdschutzverband

Soeben habe ich Ihren Aufsatz „Kein Platz für wilde Tiere" gelesen. Er ist großartig! Ich kann mich nicht erinnern, jemals einen so freimütigen, klaren und aufrüttelnden Bericht gelesen zu haben. Sie zeigen darin, wie die Welt heute wirklich aussieht, räumen gründlich auf mit den Verlegenheiten und Beschönigungen, die uns sonst aufgetischt werden. Gerade dieser sachliche, mit Zahlen unterbaute Bericht, klagt in seiner Schroffheit weit mehr an und dürfte deshalb viel mehr wirken, als es die schönsten Worte über Tier- und Naturschutz je getan haben. Ich werde diesen Bericht in allen Klassen der Schule zum Vortrag bringen, zumal er auch ausgezeichnet geschrieben ist. Ich bin ehrlich gespannt auf die Fortsetzungen und Ihr neues Buch.

FRANKFURT/MAIN — DR. A. ZÄNKERT

Sehr geehrter Herr Grzimek!

Erlauben Sie mir, zu sagen, daß ich den Afrika-Bericht: „Kein Platz für wilde Tiere" großartig finde. An sich ist das „Überbevölkerungsproblem" zweifellos ein heißes Eisen, und es wird eine Menge Leute geben, die Ihren Bericht in Grund und Boden verdammen. Leider fühlt man sich ja immer noch als Krone der Schöpfung, die natürlich himmelweit über allem steht, was auf der Erde kreucht und fleucht, und nicht als „Ungeziefer Mensch". Wenn die begabtere Hälfte der Bevölkerung bei einem durchschnittlichen Heiratsalter von 33 Jahren das Zweikindersystem vorzieht, und der primitivere Teil bei einem durchschnittlichen Generationsalter von 25 Jahren im Durchschnitt 4 Kinder hinterläßt, dann beträgt schon nach 100 Jahren das Verhältnis 1:16, während in 300 Jahren der Anteil der Begabten nur noch 0,025% ausmacht, was praktisch also ihrem Aussterben gleichkommt.

Allein dieses Beispiel scheint mir für die Problematik der Überbevölkerung genügend zu sein. Es zeigt, wie weit wir noch von einer realen Lösung entfernt sind. Ich nehme aber an, daß Sie zufrieden sind, wenn überhaupt einmal das Problem der „Krebswucherung" des sogenannten homo sapiens in das Bewußtsein der Öffentlichkeit gelangt.

Ein anderes von Ihnen erwähnte Beispiel, die Wasserversorgung und die Verseuchung, hat es wenigstens ja schon geschafft, diskutiert zu werden. Wie lange werden wir noch warten müssen, bis man sich mit unserem Überbevölkerungsproblem befaßt, das doch in das Leben des Einzelmenschen viel mehr eingreift? Im Augenblick liegt es leider näher, daß sich viele über Sie als einen „Angreifer auf die Würde des Menschen" ärgern werden. Sollen Sie!

GIESSEN — ULRICH HERRMANN

Dem Arzt sind die Hände gebunden

Mit sehr großem Interesse habe ich in Ihrer Nummer 40 das Thema „Arzt und Patient in Not" zur Kenntnis genommen. Ich bin erstaunt darüber, daß Sie die wirklichen Tatsachen bringen und begrüße dies außerordentlich. Veröffentlichungen dieser Art werden sich m. E. für den Patienten in Zukunft außerordentlich segensreich auswirken. Es ist tatsächlich so, daß der Arzt bei allen Maßnahmen, die er ergreifen muß, zunächst daran zu denken gezwungen ist, ob er seinen Fall-Durchschnitt überschreitet.

Ich könnte Ihnen zu diesem Thema noch weitere Details zur Kenntnis geben, und zwar betrifft dies die Röntgenuntersuchung von Magen, Galle und Darm bei krebsverdächtigen Menschen. Auch hier sind dem Arzt die Hände gebunden, denn wenn er zu viel röntgt, dann liegt er „über dem Röntgen-Fall-Durchschnitt seiner Gruppe" und wird regreßpflichtig gemacht.

WIESBADEN — DR. FRERE, Chirurgische Klinik



Apéritif mit Mara Lane

Als ich heute in der Halle des „Residence Palace" saß und die REVUE aufschlug, entdeckte ich mit viel Vergnügen Ihren bunten Bericht „Residenz der Prominenz" (REVUE Nr. 41). Tatsächlich ist dieses Hotel der Treffpunkt der interessanten Welt. Gestern bezog Hollywoods im Filmdschungel ergrauter Tarzan-Darsteller Johnny Weißmüller ein Appartement, und heute trank der englische Star Mara Lane, zusammen mit dem jungen Generaldirektor des Hotels, Ernst Budi Speiser, vor den Blitzlichtern der Fotografen einen Apéritif (Bild links). Daß Sie in Ihrer Reportage Herrn Budi Speiser zu nennen vergaßen, ist übrigens eine große Unterlassungssünde. Er stammt aus einer alten Schweizer Hotelierfamilie und gibt mit seinen großzügigen Ideen diesem Hotel das eigene Gesicht.

ROM — DR. BERND KRONACH

Null DM für eine Lebensrettung

Unter Bezug auf Ihren Artikel „Arzt und Patient in Not" in REVUE Nr. 40 ersuche ich um Aufnahme des beiliegenden „Dramas" unter: Briefe an die REVUE. Zur Bedingung müßte ich allerdings machen, daß der Artikel ohne Namensnennung erfolgt oder höchstens unter Dr. N. N., Bayerischer Wald, erscheint. Ich übe fast ausschließlich eine Kassenpraxis aus, habe vier Kinder und möchte vermeiden, daß mich die Kasse als „unangenehmen Meckerer" vielleicht in der Versenkung verschwinden läßt. Leider ist das heute so!

Bühnenbild: Bayerischer Wald — tiefster Winter — keinerlei Transportmöglichkeit.

Beleuchtung: Taschenlampe.

Personen: Die werdende Mutter, ein praktischer Arzt, die Hebamme.

Situation: Enges Becken, Zangenentbindung. Wird erledigt. (Preugo, Preußische Gebührenordnung für approbierte Ärzte 65 b und 68 b).

Der springende Punkt: Die sogenannte „Nachgeburt" löst sich nicht und muß durch inneren Eingriff entfernt werden. (Wegen akuter Verblutungs- bzw. Infektionsgefahr heute immer noch der gefährlichste geburtshilfliche Eingriff!) Wird ausgeführt. (Wäre Preugo 70 b).

Zwischenakt: Die Abrechnungsstelle teilt mit: „Wenn bei einer Entbindung mehrere, unter den Ziffern 66 bis 68 und 70 bis 74 aufgeführte Verrechnungen ausgeführt werden, so darf nur die höchst bewertete in Rechnung gestellt werden." Und weiter heißt es (zum Trost?): „Zeitverlust bei Geburtshilfe kann bei RVO-Kassen nicht in Anrechnung gebracht werden."

Honorar für die Lebensrettung demnach: DM Null.

Folgerung: 1. Die Nachgeburt wird nicht entfernt (Beisetzung der Mutter in zwei bis acht Tagen), 2. die Nachgeburt wird entfernt (Honorar für den Arzt DM Null). Jeder Handwerker, der das hört, erklärt den Doktor reif fürs Irrenhaus.

Überschrift: „Die humanistische Bildung versetzt uns in die Lage, das Geld zu verachten, das man mit ihr nicht verdient.

BAYERISCHER WALD — DR. N. N.





ROMAN VON GUSTAV KAMPENDONK

Mit einer dicken Brieftasche kehrt Hannes Wedderkamp nach acht Jahren, die er in Übersee als Brückenbauer verbracht hat, zurück nach Hamburg und St. Pauli, das seine wirkliche Heimat ist. Hannes Wedderkamp will nach vierzig Fahrensjahren abtakeln. Bei seiner Ankunft in Hamburg wird ein Mann auf ihn aufmerksam: Fred Bilke, eine fein herausgeputzte Reeperbahn-Type, von der niemand weiß, wie sie sich durchs Leben schlägt. Bilke macht Geschäfte, auf die andere Leute nicht kommen. Er sucht seit langem nach U-Boot 703, das im Februar 1945 mit Uran und Gold der Reichsbank absoff. In Hannes Wedderkamp glaubt er nun den Mann entdeckt zu haben, der genau weiß, wo das U-Boot unterging. „Der Mann ist mir glatte hunderttausend Mark wert!" versichert Bilke. Aber Hannes Wedderkamp taucht in St. Pauli unter, bevor Bilke ihn angeln konnte. In der „Strammen Emma", einem Seemannslokal, erfährt Hannes, daß es seinem Freund Pitter Breuer, der ein Hippodrom auf der Reeperbahn besitzt, nicht gut geht. Hannes interessiert sich jedoch mehr für Anni, die als Pitters Tochter aufwächst, in Wirklichkeit aber seine, Hannes' Tochter ist. Aber davon weiß der Heimgekehrte nichts. Um Gäste für sein Hippodrom anzulocken, geht Pitter in die anderen Lokale und verteilt heimlich Bons für eine Gratisreittour. Fred Bilke sucht Hannes jetzt im Hippodrom.



DER ATEM DER SEE, der über dem berühmten St. Pauli-Viertel in Hamburg weht, ist echt. Nicht ganz echt aber ist die Romantik, die den Besuchern allabendlich in grellen Leuchtbuchstaben auf der Reeperbahn vorgegaukelt wird. „Bunte Kuh" hieß das Flaggschiff des kühnen Seehelden Simon von Utrecht, der vor 500 Jahren die berüchtigte Seeräuberbande des Klaus Störtebecker unschädlich machte. Heute trägt eines der romantischen Reeperbahn-Lokale diesen Namen.

In der „Strammen Emma" wälzen sich zwei Ringkämpferinnen auf der Matte. Die männlichen Gäste brüllen vor Vergnügen. Je mehr die Nacht fortschreitet, je ruhiger es draußen in den Straßen der Stadt wird, desto ausgelassener wird die Stimmung in den Reeperbahn-Lokalen. Die Menschen trinken, lachen und amüsieren sich. Werden sie nie müde? Oder ist ihre laute Stimmung nichts als ein Kampf gegen den Schlaf, den sie noch nicht wollen — vielleicht deshalb, weil sie kein richtiges Zuhause haben und kein Bett...

Pitter betritt das Lokal und schaut sich vorsichtig um. Er legt ein paar Gutscheine auf einen Tisch. An dem Tisch sitzt ein Neger. Er liest den Zettel, schüttelt den Kopf und winkt Pitter zu sich. „Heh, tell me what's that?"

Pitter markiert dezent eine Reitbewegung und sagt leise: „Reiten — Gaul — nix money."

Der Neger sieht ihn erstaunt an. „Girl? Nix money? Wonderful."

„Nein, nein", sagt Pitter schnell.

Der Neger hebt begeistert neun Finger. „Nine girls?"

„No, no", beeilt sich Pitter zu erklären und macht wieder eine Reitbewegung.

Die Begeisterung des Negers ist nicht mehr zu bändigen. Er springt auf und ruft: „Yes, I know."

„Nix, no." Pitter ist verzweifelt. Ein paar Gäste sind schon aufmerksam geworden. „Galopp-Hippodrom. Come on."

„Das ist ja wohl die Höhe!" sagt ein Kellner, der vorbeikommt und sofort begreift, was hier gespielt wird. „So eine Unverschämtheit!"

Zwei Catcherinnen in Bademänteln gehen vorüber. „Zechpreller?" fragt die eine.

Der Kellner zeigt auf Pitter. „Nee. Der Hampelmann versucht, uns die Gäste auszuspannen und in seinen Bumsladen zu locken."

„Wunderbar, dem werden wir 'n Denkzettel geben!"

Bevor Pitter überhaupt begriffen hat, was gespielt wird, schieben die beiden Amazonen der Matte ihn vor sich her. Er fliegt gegen einen Tisch. Die Männer, die dort sitzen, stoßen ihn lachend zurück. Er fliegt wieder — und landet in die Arme der Catcherinnen.

„Nimm ihn dir zur Brust, Vera", ruft ein Mann.

Die Frauen zerren Pitter zu der kleinen Bühne, heben ihn hoch und lassen ihn in eine gefüllte Schlammwanne fallen, die für die nachfolgenden Ringkämpfe bereitgestellt ist. Durch die „Stramme Emma" dröhnt ein schallendes Gelächter.

Das Gelächter steckt auch Hannes Wedderkamp an, der jetzt wieder an der Theke hockt. Vor einer guten halben Stunde ist er in die „Stramme Emma" zurückgekommen. Zuerst hat die Emma wohl ein bißchen gestaunt, und die Frage, ob die Begrüßung beim Pitter so kurz ausgefallen sei, lag ihr auf der Zunge. Aber sie hat sich diese Frage dann doch geschenkt und dem Hannes wortlos eine neue Flasche hingestellt. Wenn er Kummer hat, ist das immer noch die beste Medizin; so mag sie gedacht haben, die Emma. Im übrigen ist sie es gewöhnt, daß die Männer mitunter sentimental werden.

Der laute Rummel in der „Strammen Emma" ist jetzt genau das, was der abgetakelte Seemann Hannes Wedderkamp braucht. Und deshalb lacht er mit, und es macht ihm Spaß, zu sehen, wie diese Matten-Amazonen so ein ganzes Mannsbild in der Schlamm-Wanne zappeln lassen. Aber plötzlich bekommt er Stielaugen. „Das ist doch..." Hannes versucht, durch den Dunst und Rauch des Lokales deutlicher zu sehen. „Das ist doch — ja, das ist tatsächlich Pitter!"

„Warte", ruft er — und seine Flasche, mit dem Ellbogen in der Eile umgestoßen, klirrt zwischen eine Batterie von Gläsern, die in Stücke gehen — „warte, ich komm längsseits!" —

Acht Jahre sind eine lange Zeit. Das wissen beide, Pitter und Hannes. Und doch — wie weggeblasen sind sie in diesem Augenblick, die langen Jahre. Die Freude, sich so plötzlich wieder gegenüberzustehen, ist groß; beide liegen sich für einen Augenblick in den Armen, klopfen sich auf die Schulter, wobei es keine Rolle spielt, daß Pitter nach dem Bad in der Schlamm-Wanne wenig attraktiv ausschaut; beide boxen sich wie zwei ausgelassene Schulbuben und strahlen über das ganze Gesicht vor lauter Wiedersehensfreude, an der für Minuten das ganze Lokal teilnimmt.

☆

Und dann geht das Erzählen los zwischen Hannes und Pitter. Wie es war in den vergangenen Jahren — und wie es jetzt so ist. Zwischendurch trinken sie. Nach acht Jahren hat man sich eine Menge zu berichten.

Pitter ist sehr mitteilsam, aber er spricht mit keinem Wort davon, daß seine Galopp-Diele vor der Pleite steht, das heißt, schon bankerott ist, weil doch Ettmann in etwa zwanzig Stunden die Pferde abholen wird. Und Hannes sagt kein Wort davon, daß er so viel an die Anni gedacht hat; er fragt nicht einmal danach, wie es ihr geht, obwohl er doch gerade diese Frage über die Lippen bringen möchte. Wenn nicht Pitter von sich aus so ganz nebenbei bemerkt hätte, die Anni wird sich sicher freuen, wenn sie ihn, den „Onkel Hannes", wiedersehe, dann wäre nicht einmal ihr Name gefallen. Beide, Hannes und Pitter, hüten sich, die Sprache auf Meta Ohlsen zu bringen, obwohl sie noch viel in Erinnerungen kramen in dieser Nacht...

Es geht auf den Morgen zu, als sich die Emma über die Theke lehnt und dem Hannes zuflüstert, daß drüben, im Nebenzimmer, jemand auf ihn warte, der ihn sprechen möchte.

Hannes macht verwunderte Augen. Ihn sprechen? — jetzt, mitten in der Nacht? Wer?

Die Emma überhört diese vielen Fragen auf einmal.

„Geh schon!" drängt sie. „Wird schon was Wichtiges sein. Aber laß dich nicht übers Ohr hauen! Hörst?"



Da Hannes noch gar keine Anstalten trifft, aufzustehen, wiederholt sie noch einmal: „Geh schon!"

Hannes erhebt sich. Pitter folgt ihm auf einen Wink der Emma.

Drinnen, im Nebenzimmer, sitzt ein Pärchen. Kaum hat Hannes den Raum betreten, da stürzt der Mann sofort mit ausgestreckter Hand auf ihn zu und ruft mit betonter Herzlichkeit:

„Hallo, Kamerad, endlich hab ich dich gefunden!"

„Freut mich. Wer bist du denn?"

„Obermaat Bilke. Du hast mir mal das Leben gerettet."

Hannes mustert Bilke von Kopf bis Fuß. „Keine Ursache. Wann soll denn das gewesen sein?"

„Februar 1945. Unser U-Boot war auf eine Mine gelaufen."

„Moment mal." Hannes denkt nach. „Flugwarnboot Albatros? Du warst also das Häufchen Elend damals?"

Bilke nickt und zeigt auf die Frau.

„Marion. Eine Bekannte von mir. Stört dich hoffentlich nicht, Kamerad?"

Hannes wirft einen Blick zu Marion hinüber. Gar nicht übel, das Mädchen! denkt er. Marion ist auch ein schöner Name.

Marion lächelt, und das kann sie zuweilen sehr scharmant, jetzt zum Beispiel. Den „ollen stinkigen Seemann" würde sie jetzt gerne zurücknehmen, sie würde ihn bestimmt auch nicht mehr über alle Meere wünschen, wie vor ein oder zwei Stunden noch. Die frech-gebogene Nase imponiert ihr jetzt sogar ...

Nun tritt auch Pitter in Erscheinung.

„Kennst du den noch?" fragt Hannes und deutet auf Bilke. „Den haben wir 1945 mit ‚Albatros' aus der Ostsee gefischt."

„Du warst auch auf dem Boot?" fragt Bilke erstaunt, aber mehr noch interessiert. „Dich hab ich aber nicht gesehen."

„Dabei hab ich dir damals einen ganzen Becher Cognak in den Hals gekippt", lacht Pitter.

Bilke hat inzwischen, wie ganz ohne jede Absicht, eine Seekarte aus der Tasche gezogen und erklärt: „Das war unser Kurs. Und hier ungefähr müssen wir hochgegangen sein. Die Stichflamme war bestimmt meilenweit zu sehen."

„Klar. Daraufhin haben wir beigedreht", sagt Hannes achtlos. Er sieht Marion an und zwinkert. Die Frau gefällt ihm. Und er ihr anscheinend auch. Sie beugt sich über die Karte und streift sein Gesicht mit ihrem Haar.

„Ihr müßt doch damals unsere Position eingetragen haben", fährt Bilke eifrig fort.

„Haben wir auch!" erwidert Hannes, aber plötzlich wird er stutzig. Plötzlich ist er wieder ganz klar in seinem Kopf, und er fragt: „Aber warum interessiert dich das eigentlich heute noch so!"

Bilke sieht sich mit einmal überfragt, er lacht gekünstelt. „Man möchte doch gern wissen, wo man beinahe hopsgegangen wäre."

Einen Augenblick noch überlegt Hannes, dann sagt er auffallend kühl:

„Nee, erinnere mich nich, erinnere mich an gar nix! Du vielleicht, Pitter?"

Pitter ist nur halb bei der Sache. Vielleicht sind seine Gedanken im Hippodrom, bei seinen Pferden, oder aber der Rum macht ihm zu schaffen. Er verträgt wohl nicht mehr so viel wie früher. Er nickt jetzt nur und schweigt; man kann daraus schließen, daß auch er sich an nichts erinnert.

Hierauf folgt ein allgemeines betretenes Schweigen. —

Bilke hatte sich das einfacher vorgestellt mit dem „ollen stinkigen Seemann". Jetzt kriegt er kalte Füße. Hannes läßt ihn stehen und geht an die Theke zurück. Pitter folgt hinterher.

Bilke spürt den hochmütigen Blick Marions, die seltsamerweise alle Müdigkeit vergessen hat. Wortlos nimmt sie neben Bilke im Wagen Platz.

Endlich legt Bilke los:

„Ich habe das bestimmte Gefühl, der Bursche weiß ganz genau, wo das Wrack liegt", sagt er kurz, und aus jedem Wort ist sein Ärger herauszuhören.

„Und ich habe das bestimmte Gefühl, daß ‚dein Kamerad' nicht auf den Kopf gefallen ist und ganz genau ahnt, was du vorhast." ‚Dein Kamerad' hebt sie spöttisch hervor.

Nach einer Weile meint Bilke, der die Flinte noch nicht ins Korn geworfen hat:

„Dann müssen wir es mit Geld probieren."

„Vielleicht kannst du dir das sparen ... wenn du den Jungen mir überläßt."

Bilke blickt sie kurz von der Seite an, dann ist sein Blick wieder geradeaus auf die Straße gerichtet. Seine Gedanken arbeiten.

„Du meinst ... du willst ihn herumkriegen? Womit?"

Marion lächelt:

„Jedenfalls nicht mit Geld."

Und ohne ein weiteres Wort zupft sie an ihrem Rock, der sich beim Einsteigen bis weit über das Knie zurückgezogen hatte. Marion hat gutgewachsene Beine.

„Das wäre eine Möglichkeit." Das muß auch Bilke zugeben.

Während Marion sich wieder in ihren Pelz verkriecht, während der kommende Morgen wieder seine Dämmerung in die Straßenschluchten sinken läßt, ist Fred Bilke fieberhaft dabei, einen neuen Plan auszuhecken; einen Plan, wie er den Seemann Hannes Wedderkamp herumkriegt und an die Schätze von U-Boot 703 herankommt ...

☆

Am nächsten Tag, dem Sonntag, um die Mittagszeit steht plötzlich ein schlankes, blondes Mädchen vor Hannes Wedderkamp. Er starrt dieses Geschöpf mit Augen an, die mehr aussagen als tausend Worte es vermögen.

„Anni!" flüstert er, wie einer, der plötzlich ein Wunder zu sehen glaubt.

Das Mädchen stutzt und fliegt auf ihn zu, wortlos.

Die Kehle ist Hannes Wedderkamp wie zugeschnürt. Er hält Annis Kopf zwischen seinen Händen — was soll er anders tun, dieser immer noch etwas unbeholfene Seemann? — Er blickt das Mädchen an, regungslos — er sieht nur noch dieses Mädchen, dieses Gesicht, diese Augen. Zwanzig lange Jahre sind für Hannes Wedderkamp wie fortgeweht. Vor ihm steht Meta Ohlsen ...

Meta-Ohlsen! — Das ist natürlich Unsinn. Anni steht vor ihm, die zwanzigjährige Anni, die ihn in ihrem letzten Brief noch wie früher, mit „Onkel Hannes", ansprach. Aber diese Anni hat die-



NACHTS UM HALB EINS denkt noch niemand in den Reeperbahn-Lokalen an Müdigkeit und Schlaf. Mit Gin und Rum wird die Stimmung in die Höhe geschraubt. Neuangekommene Matrosen — hier eine brasilianische Schiffsbesatzung — feiern laut und fröhlich das Wiedersehen mit Hamburg und St. Pauli. Neben den Männern sitzen die Reeperbahn-Bräute, die geduldig auf den Aufbruch ihrer Kavaliere warten, um ihnen auch nachher noch den Schlaf zu vertreiben.

selben Augen, denselben Mund, dieselbe Nase wie Meta Ohlsen. Wie aus dem Gesicht geschnitten! Die Fotografie hat die Wahrheit gezeigt, und auch Emma hat sich nicht getäuscht: ganz die Mutter. Meta und Anni sind wie ein Mensch, und doch sind sie Mutter und Tochter — und fast zwanzig Jahre liegen dazwischen!

Das ist es, was Hannes Wedderkamp in diesem Augenblick verwirrt. Es ist so schwer für ihn, hier Vergangenheit und Gegenwart auseinanderzuhalten — so schwer, das eine zu vergessen und das andere wahrzunehmen und festzuhalten. Er müßte sich eigentlich jetzt in den Arm beißen, um zu wissen, daß er nicht träumt.

Anni ist es, die ihn plötzlich wieder den Boden unter den Füßen spüren läßt.

„Was hast du? Bin ich dir so fremd geworden — Onkel Hannes?" fragt das Mädchen verwundert, und in dieser Frage klingt sogar so etwas mit wie Angst. Auch Anni scheint zu spüren, ganz unbewußt, daß sich irgendwelche Fäden in ihrem Leben und im Leben dieses Mannes, den sie „Onkel Hannes" nennt, verwirren. Was könnte es anders sein? Als Hannes Wedderkamp und Anni sich zum letztenmal sahen, da zählte Anni gerade zwölf Jahre; damals war sie noch ein richtiges Kind — und jetzt? Acht Jahre sind darüber vergangen, und sie weiß im Augenblick nur dies: sie wird niemals mehr so mit ihm herumtollen können wie damals — oder doch? — Und warum nicht? — Vielleicht, weil sie jetzt ein junges Mädchen und kein Kind mehr ist? —

„Fremd?" sagt Hannes Wedderkamp, und sein Blick ist wie abwesend. „Im Gegenteil — du hast dich nicht verändert!"

Anni lacht, nicht so ganz frei wie sonst, ein bißchen fast wie gezwungen. Es lag ihr auf den Lippen, etwas von den acht Jahren zu sagen, die sie sich nicht gesehen haben; aber sie unterließ diese Bemerkung, vielleicht, weil sie den Mann, der immer noch ihr Gesicht in beiden Händen hält, nicht kränken will — genau weiß sie es nicht. Wenn man sich so lange nicht gesehen hat, dann geht einem alles im Kopf durcheinander, denkt das Mädchen. Anni gibt sich Mühe, ihre Verwirrung zu verbergen.

Umsonst. Es gelingt ihr nicht ganz, es gelingt ihr ebensowenig wie Hannes Wedderkamp. Jedenfalls, Luise, die die Szene beobachtet, denkt sich ihr Teil, sie findet bestätigt, was sie am Abend vorher bereits dem Pitter zu verstehen gegeben hat — ach, was sie seit langem schon befürchtet hat! Da spinnt sich etwas an, was nicht sein darf, was unter keinen Umständen sein darf. Luise hält nach Pitter Ausschau, aber Pitter ist, wie immer in brenzligen Fällen, unsichtbar. Sie findet ihn endlich in der Diele.

„Ich mache mir Sorgen um Hannes und Anni", beginnt sie. Die „alten Sorgen!" denkt Pitter und will das unangenehme Gespräch, das jetzt folgen wird, gleich abtun, indem er Luise an sich zieht und zu küssen versucht. Das ist immer noch das beste „Heftpflaster" für ihren Mund. Aber plötzlich wird er doch hellhörig. In den Worten Luises klingt etwas mit, das sich nicht mit einer Handbewegung abtun läßt. Jetzt erst beginnt er zu begreifen, was Luise am Abend vorher andeuten wollte, als sie sagte: „Ich mag es nicht erleben, wenn . . ." Luise ging es nicht allein darum, dem Hannes zu sagen, daß Anni seine Tochter ist, um so endlich klare Bahn zu schaffen — nein, Luise sah weiter: es ging ihr darum, wenn er sie jetzt wirklich richtig verstand, ein Unglück zu verhüten . . . Wie Schuppen fällt es Pitter von den Augen, aber er will noch nicht daran glauben, was kommen könnte, er will einfach nicht so schwarz sehen wie Luise.

Aber Luise läßt ihm keine Zeit zu einer neuen Ausrede. Sie sagt ganz offen, was gesagt werden muß:

„Hast du keine Angst, daß die beiden sich rettungslos ineinander verlieben könnten?"

Nun ist es heraus. Nun ist das gesagt, wovon Pitter im stillen vor wenigen Sekunden zum ersten Male eine Ahnung bekommen hat . . . Der Gedanke schien ihm vorhin verrückt, unmöglich, obgleich er ihm ganz tief irgendwo bereits Unbehagen bereitete — jetzt, wo Luise ihn ausspricht, ohne jede Beschönigung ausspricht, da stürzt dieser Gedanke dunkel, bedrohlich und gefährlich über ihn her.

Pitter sperrt vor Überraschung den Mund weit auf und fällt gleich in seinen rheinischen Dialekt, wie immer, wenn er aufgeregt ist. „Dat — dat is doch dummes Zeug," erwidert er schnell und versucht ein letztes Mal, all das von

Eine vergnügliche Reise erleben Sie in dem neuen REVUE-Roman

Moselfahrt mit Dir

Josef Maria Frank, der Autor des erfolgreichen REVUE-Romans „Unstet und ruhlos ist das Herz", führt die Leser diesmal an Rhein und Mosel und läßt eine heitere Romanze von Liebe und Wein miterleben, in deren Mittelpunkt ein romantisches junges Mädchen und ein reifer Mann stehen. Nehmen Sie von der nächsten Nummer ab teil an der vergnüglichen Liebesreise — Sie werden bezaubert sein!

sich abzuschütteln oder fortzuschieben, was er nicht wahrhaben will.

„Wäre es ein Wunder?" Luise bleibt hartnäckig. „Anni ist doch ganz ihre Mutter. Daß Hannes die Meta nicht vergessen kann, das weißt du besser als ich. Und Anni? Sie wird wie jede andere Frau spüren, daß Hannes noch längst nicht zum alten Eisen gehört."

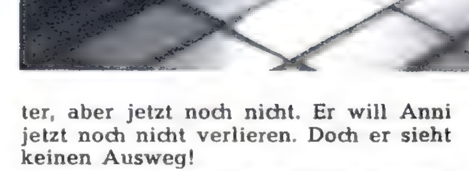
Was Luise da so kalt daherredet, ist dem Pitter so unvorstellbar, daß er ihr am liebsten ins Gesicht schreien möchte, sie ... ja, was möchte er ihr ins Gesicht schreien? — er findet keine Worte. Aber — und das ist das Furchtbare an der ganzen Geschichte: Luise hat nicht einmal so unrecht, sie sieht in diesem Falle vielleicht hundertmal klarer, genauer als er. — Luise hat ja vollkommen recht. Es könnte tatsächlich ... Er denkt diesen Gedanken, diesen furchtbaren Gedanken, nicht zu Ende, weil er dazu, wie er selber weiß, viel zu feige ist.

Pitter stottert, so aufgeregt ist er jetzt: „Dat tut der Hannes nicht!"

Im selben Augenblick aber sieht Pitter selber ein, was er da für'n Blödsinn verzapft. So, der Hannes tut das nicht? So, so! Wird der Hannes vielleicht ihn oder Luise oder sonst jemanden fragen, was er zu tun hat oder nicht? Der Hannes tut das nicht! Schön! Woher weiß ich das so genau? fragt sich Pitter. Woher weiß ich, wie es inwendig in dem Hannes aussieht? Hat er mich jemals gefragt? Wird der Hannes kommen und fragen, ob er ... Nichts wird der Hannes! Und einen Dreck kümmert er sich darum, was die anderen denken oder sagen! Immer ist er seinen eigenen Weg gegangen, der Hannes! Nie hat er sich von anderen etwas vorschwätzen lassen! Nie hat er das getan, was andere wollten! Immer hat er das getan, was er für richtig hielt. Nein, von keinem läßt sich der Hannes etwas sagen, von keinem läßt er sich herumkommandieren. Der Hannes ist ein Kerl — auch heute noch, nach vierzig Fahrensjahren! Und wenn der Hannes in die Anni verknallt ist, und wenn die Anni will ...

Hier stockt Pitter wieder, hier kann er nicht weiter. Das ist doch alles nur heller Wahnsinn! sagt er sich. Reiner Wahnsinn! Die Natur kann sich doch nicht so irren — sie kann doch nicht zwei Menschen wie Mann und Frau zusammenbringen, die in Wirklichkeit — Vater und Tochter sind! Pitter ist es furchtbar, diesen Gedanken denken zu müssen — noch furchtbarer aber ist ihm der Gedanke, daß seine Befürchtungen Wirklichkeit werden könnten. Aber wenn es so ist, dann muß er wohl oder übel mit dem Hannes reden.

Pitter ist es zumute wie jemandem, dem der Boden unter den Füßen „schwimmt". Nirgends sieht er einen Halt. Zu dem einen kommt das andere hinzu: Er wird Anni verlieren. Ganz gleich, wie die Sache ausgeht. Wie kann er ihr heute nach so viel Jahren sagen, daß er gar nicht ihr richtiger Vater ist, für den er sich immer ausgegeben hat? Gewiß, gewiß, er hätte es ihr eines Tages sagen müssen — eines Tages, das bedeutet später einmal, wenn sie noch etwas älter geworden war, die Anni, wenn sie sowieso ihre eigenen Wege gegangen wäre — ja, dann hätte er ihr alles gesagt, so stand es bei ihm seit langem fest; später, aber jetzt noch nicht. Er will Anni jetzt noch nicht verlieren. Doch er sieht keinen Ausweg!



Er geht nachdenklich ins Wohnzimmer. Hannes und Pitter sind allein. Sie sitzen auf dem Sofa — und sie haben sich viel zu erzählen. Und beide sind sie wie ausgelassene Kinder.

Im ersten Moment fliegt ein Schatten über Pitters Gesicht. Aber er scheucht ihn fort. Mit Gewalt. Luise hat einen Vogel, denkt er. Sie denkt wie alle Frauen gleich an Liebe „und so einen Kram", wenn sie sieht, daß ein Mann und eine Frau sich leiden mögen. Muß das gleich so 'ne wichtige Sache wie Liebe sein? Komisch. Liebe ist für die Frauen doch etwas furchtbar Aufregendes.

Pitter versucht, sich selbst zu beruhigen. Es gelingt ihm sogar, als er jetzt mit den beiden zusammensitzt. Er beobachtet Anni. Sie ist genau noch so wie sonst, stellt er zu seiner weiteren Beruhigung fest, noch genau so wie sonst. Er atmet auf. Ein Mädchen, das sich plötzlich Hals über Kopf verliebt, ist mit einem Schlage auch in ihrem Wesen anders, ganz anders, soviel glaubt er mit Sicherheit zu wissen. Ein verliebtes Mädchen hängt zwischen Himmel und Hölle und weiß nicht, wohin es gehört. Anni weiß das aber, man merkt doch so etwas! Anni steht immer noch mit beiden Beinen auf der Erde. Sie schlägt nicht die Augen nieder, wenn er, Pitter, sie ansieht — wenn sie ein schlechtes Gewissen ihm gegenüber hätte, würde sie es bestimmt tun, überlegt Pitter, ja ganz bestimmt. Und er sagt sich zum zweiten Male, daß die Luise einen Vogel hat.

Pitter zieht das Mädchen näher an sich heran, als Hannes einmal kurz das Zimmer verläßt, er zieht es so nahe heran, bis



„FREIHAFEN DES VERGNÜGENS". Vielfältig wie das Sprachengewirr auf der Reeperbahn ist die Palette des Milieus in den Lokalen, das den Gästen aus aller Welt die romantische Atmosphäre ferner exotischer Länder vorzaubert: ungarisch, französisch, indisch, chinesisch, orientalisch und bayerisch. Manchmal sind alle diese „Stil-Arten" sogar gemischt — wen stört's? Der Besucher will die Illusion. Die einzige Frage, die den Bummler erregt: in welcher Bar, in welchem Varieté, in welchem Tanzpalast wartet wohl das reizendste Abenteuer auf ihn? — Reeperbahn, eine Straße ohne Ruhe und Rast, eine Straße, die nie schläft und nie träumt. Das überläßt sie ihren Gästen ...

es auf seinem Schoß sitzt. Anni sträubt sich nicht, es ist genau so wie immer zwischen ihnen, genau so unbefangen wie in all den Jahren bis heute.

„Was sollte ich anfangen, wenn ich dich nicht hätte, Anni!" schmust der Pitter. Er hat so etwas schon oft gesagt, ohne sich etwas dabei zu denken, es war ihm sonst immer nur so über die Lippen gekommen. In diesem Augenblick ist es nicht so ganz zufällig, in diesem Augenblick denkt er sich etwas dabei, wenn er es auch nie zugeben würde, selbst sich selbst gegenüber nicht. Um so mehr muß er jetzt überrascht sein, als er eine Antwort von Anni bekommt, die er nicht erwartet hatte — eine Antwort, die ihn mit einem Schlage doch wieder aus allen Wolken fallen läßt, denn sie muß ihm nun doch wie eine erste Bestätigung für alles erscheinen, was Luise angedeutet hat.

„Und wenn ich mal heirate, Vater?" fragt Anni und macht große Augen.

Erschreckt sieht Pitter das Mädchen an. „Wat? So'n klein dumm Dingen wie du? Nee! Du gehörst noch auf Papas Schoß. Da ist kein Platz für'n Dritten!"

Anni lacht, aber Pitter muß sich beherrschen, um nicht vom Sofa zu rutschen; er wird das Gefühl nicht los, daß diese Antwort ebensowenig absichtslos war wie seine Frage, jedenfalls wird ihm jetzt doch die Sache unheimlich — unheimlicher, als er zugeben will; mit Luise wird er über das, was jetzt miteinander gesprochen worden ist, nicht reden können. Luise wird ihm nichts anderes erwidern als: „Schafskopp, was hab ich gesagt? Du hast ja doch immer nur Knöppe auf den Augen!"

Pitter gibt es einen Stich, als er sieht, wie Anni dem Hannes, der jetzt wieder ins Zimmer tritt, zuzwinkert. Die beiden haben also doch Geheimnisse miteinander ... Soll er jetzt sprechen, fragt sich Pitter. Nein, er tut es nicht. Er kann es nicht. Heute noch nicht.

☆

Am Nachmittag dieses Sonntags, gegen vier Uhr, wird Anni unruhig. Sie druckst herum, und Hannes macht ihr ganz plötzlich den Vorschlag: „Anni, wir beide gehen so 'n bißchen an die frische Luft, einverstanden?"

Anni richtet ihre fragenden Augen auf den Mann und sie weiß nicht, ob sie ja oder nein sagen soll. Anni möchte schon, aber ... nun, das „aber" spricht sie nicht aus. Sie sieht zu Luise hinüber, doch Luises Gesicht ist undurchsichtig wie eine Maske aus Stein. Pitter braucht lange, bis er etwas von sich gibt. Er murmelt nur so hin: „Wie du willst, du mußt schließlich wissen, was du tust, du ..." Den Rest brummt er nur noch in seinen Bart.

„Also los, Anni, schieben wir los!" Hannes ist in Fahrt.

Und Anni flammt auf wie eine Fackel.

Luise entgeht auch das nicht. „Was hab ich gesagt?" fragt sie spitz zu Pitter hinüber, als die beiden abgeschwirrt sind. Aber Pitter gibt keine Antwort, er blickt stur vor sich hin. Endlich wird es Luise doch zuviel.

„Woran denkst du eigentlich?" platzt sie heraus.

„An die Pferde, die Ettman heute abend zur Schlachtbank führt", sagt Pitter ganz ruhig.

Jetzt weiß Luise nun wirklich nicht, ob er lügt oder die Wahrheit sagt.

☆

Die Reeperbahn hat sich bereits fein wieder in Schale geworfen, als Anni und Hannes endlich von ihrem Bummel in der frischen Luft zurückkommen. Der Bummel hatte gut drei Stunden gedauert ... Darüber ist es Abend geworden. Wieder leuchten und glitzern die tausend und abertausend Lichter über St. Pauli, wieder zuckt und züngelt es wie von schillernden Schlangen über die Hausfassaden der Reeperbahn, wieder strömen die Menschen aus aller Welt in den „Freihafen des Vergnügens". Eine neue Nacht von St. Pauli ist angebrochen ...

Hannes und Anni sind in bester Stimmung. Beide strahlen. Beiden lacht das Glück aus den Augen — dies vor allem wird von Luise festgestellt, die steif wie ein Göttin hinter der Theke sitzt, hoheitsvoll lächelnd, wenn sich jemand an die Kasse der Galopp-Diele verirrt — innerlich aber griesgrämig wie ein Kater am Aschermittwoch. Wenn jetzt kein Wunder geschieht, dann ist es aus mit der Galopp-Diele. So grübelt sie herum. Und beinahe ist sie eifersüchtig auf die Fröhlichkeit der beiden, die keine Ahnung davon haben, was bevorsteht.

Hannes steht verwundert am Eingang des Hippodroms. „Nanu, Luischen, ich sehe nichts, ich sehe nur Leute, die nicht da sind. Nu laß doch man die Leutchen rein ...!"

Luise beißt die Lippen aufeinander. Oller Quatschkopp! — Nein, sie spricht es nicht aus, der Hannes würde sie nur noch mehr auf den Arm nehmen. Es ist besser, wenn sie schweigt. Er wird noch

seinen Deckel kriegen, denkt sie, und das genügt ihr im Augenblick.

Hannes verschwindet im Innern des Hippodroms. Und da macht er gleich einen Wirbel für hundert Mann. Als er endlich den Pitter aufgespürt hat, fällt er über die Flaschen hinter dem Büfett der Galopp-Diele her — er wirft das Geld nur so hin, und alle, die herumstehen, müssen mit ihm — mit ihm und mit Anni natürlich — trinken! „Ich bin ja heut so lustig, so lustig..." versucht er zu singen.

Mit verkniffenem Gesicht sieht Luise hinter ihrer Theke hervor. Aber sie schweigt. Sie muß schweigen. Der Hannes säuft ja nicht nur, sondern er bezahlt auch! Die beiden scheinen sich ja einig zu sein! stellt sie nur fest. Mit den beiden meint sie Hannes und Anni, natürlich. Aber wie der Pitter da mitmachen kann?

Pitter macht mit. Und wie er mitmacht! Er hat mit einem Schlage vergessen, was in ein paar Stunden oder vielleicht sogar in ein paar Minuten schon passieren kann... Diesmal wird sie den rabiaten Ettman nicht becircen können, darüber ist sie sich im klaren, die Luise.

Hannes schwimmt in Seligkeit. Schon nach einer halben Stunde wankt er. Übermütig greift er nach der Ziehharmonika und kommt nach draußen; direkt vor der Kasse baut er sich auf und läßt seinen brüchigen Baß erdröhnen.

„Wenn er glaubt, damit Gäste für das Hippodrom anzulocken, dann ist er schief gewickelt", zischelt Luise vor sich hin und überlegt, ob sie nicht einfach hinter der Kasse verschwinden soll. Denn schließlich ist die Galopp-Diele doch kein Bumsladen!

Aber Hannes kriegt seinen Denkzettel, bevor Luise etwas unternehmen kann. Ein paar ausländische Passanten werfen dem arbeitslosen Seemann einen Groschen hin. Moment, ein Irrtum! will Hannes ihnen nachrufen, aber da sind sie schon vorüber.

Hannes gibt das Singen auf und verlegt sich aufs Schwadronieren; selbst ein erprobter Rummelplatzausrufer muß da vor Staunen vergessen, den Mund zu schließen. Jetzt zeigt sich, zu was vierzig Fahrensjahre über alle Weltmeere gut sein können. Hannes' Wortschatz ist einfach konkurrenzlos... „Immer hereinspaziert! Hier reiten die Armen und die Fürsten. Das ist was fürs Herz, das fördert die Gesundheit und das schont die Schuhe. Hier erwartet sie eine Sensation: die Lieblingsstute von Faruk!"

So redet und redet Hannes, er weiß nicht wie lange, vielleicht eine halbe Stunde. Aber die Menschen gehen vorüber. Sie haben ihren Spaß an dem Seemann, der nicht auf den Mund gefallen ist, aber sie gehen nicht in die Diele hinein. Warum sollen sie reiten, es gibt Besseres zu tun...

Plötzlich wird er von Pitter unterbrochen, der ihm bedeutet, aufzuhören... Pitter ist kreidebleich im Gesicht.

Verdutzt hält Hannes inne. „Was ist denn los? Ich bin doch noch gar nicht in Fahrt, ich fange erst an!" ruft er lachend aus. Aber dann sieht er Pitters Armesündermiene, und was ihm Pitter dann berichtet, läßt ihn augenblicklich verstummen: Ettman hat seine Drohung wahrgemacht: die Pferde wurden soeben abgeholt...

☆

Trotz der abgeholten Pferde wird es noch ein gemütlicher Abend... Um drei Uhr in der Nacht schließlich packt der Klavierspieler seine Noten zusammen. Pitter, wieder ein anderer Mensch, spielt weiter, und einmal sogar sieht Luise, die sich nicht entschließen kann, schlafen zu gehen, wie Hannes, und Anni, die aus Rand und Band ist, als einziges Paar auf dem Parkett tanzen und lachen... Luise versteht die Welt nicht mehr! Und Pitter macht das alles mit!

Hannes erzählt von den braunen Mädchen auf Tahiti, und Anni schwärmt von einer Weltreise, die sie gern mitmachen möchte. „Mit dir als Kapitän!" schwärmt sie.

Nun ist es weit genug, geht es Luise durch den Kopf.

„Und du als mein Leichtmatrose!" jubelt der verrückte Hannes und hebt das Mädchen hoch und schwenkt es herum.



GESTRANDET im Schatten der Reeperbahn ist dieser Bummler, der wahrscheinlich nicht einmal mehr weiß, wo er sich befindet. Endstation ist in diesem Falle eine trostlose Mauerecke vor dem kleinen Lokal eines Chinesen. Mit dem aufkommenden Tag verblaßt auch der „Traum" dieses jungen Menschen, und zurück bleibt ein böser Katzenjammer.

Luise möchte dazwischen giften, aber sie riskiert es nicht.

„Wie stark du noch bist!" ruft Anni aus.

„Noch — das ist gut!" sagt Hannes trocken, „schönen Dank für das Kompliment!"

„So war das nicht gemeint", beeilt sich Anni zu versichern, während sie sich an Hannes schmiegt.

Luise, die neben dem Klavier steht, sieht und hört mehr als andere, als Pitter zum Beispiel, der keine Augen im Kopf hat.

„Es ist schon spät", sagt sie — „es ist schon zu spät, Pitter. Feierabend!" Sie rauscht davon.

Feierabend! Dies Wort ist für Hannes und Pitter ohne Bedeutung. Beide denken nicht daran, Schluß zu machen. Sie sitzen, als schließlich auch Anni gegangen ist, ganz allein in dem großen, leeren Hippodrom — und, wie kann das anders sein! — schmieden Pläne. Hannes macht den Vorschlag, die Galopp-Diele völlig umzubauen und zu modernisieren.

Pitter ist begeistert.

In Gedanken reißen beide das Haus bis auf den letzten Ziegelstein ab und bauen es neu auf — mit Nischen, Wasserbassin, Revuebühne und hundert hübschen Girls . . .

Pitter klopft sich vor Begeisterung auf die Schenkel, er malt sich den neuen Laden wunderbar aus. Aber plötzlich hält er inne in seinem Schwärmen — es scheint, daß er mit einmal wieder ganz nüchtern ist — und fragt:

„Schön, Hannes, nicht auszudenken, wie schön das alles wär', wenn das eines Tages hier alles so aussähe, wie wir uns das vorstellen. Doch: wovon? — Ich habe doch bloß einen Haufen Schulden!"

„Besser als gar kein Geld!" sagt Hannes nur, „ich werde den Laden finanzieren."

☆

Am Mittwoch wird von der Brandstetterschen Firma, in der Anni als Sekretärin arbeitet, angerufen und bestellt, daß Anni für zwei Tage mit dem Seniorchef hätte nach Hannover fahren müssen. Pitter ist den ganzen Abend über besonders vergnügt. Daß die Anni mit dem Chef verreisen mußte, imponiert ihm. „Tüchtiges Ding, nicht?" sagt er zu Luise, aber Luise antwortet nicht.

Das bringt Pitter nicht mehr aus der Ruhe. Den Schmerz um die Pferde hat er überwunden — wie alles. Hannes ist ein feiner Kerl, er wird den Laden mit in Schwung bringen. Da sieht man, was ein Mann ist! Pitter ist voller Zuversicht. Hannes ist seit zwei Tagen unterwegs, um Leute und Handwerker heranzuholen, die das alte Hippodrom umkrempeln. Eine Menge gibt es da zu erledigen. Eine ganze Menge!

Hannes läßt sich Zeit.

Am Abend des folgenden Tages kommen zwei Matrosen von der „Virginia". Pitter kennt sie von früher. Vor 25 Jahren war er mit ihnen auf der „Pernambuco" gefahren. Das Gespräch kommt auf Hannes. Die beiden haben ihn gestern gesehen; sie berichten, wie er mit einem jungen blonden Mädchen in einer stinkfeinen Motorjacht an ihnen vorübergerauscht ist. Auf ihren Zuruf, wohin der Kurs gehe, hatte er geantwortet: Nach Helgoland!

Pitter lacht verblüfft auf und wendet sich an Luise. „Hast du das gehört? Der Hannes und ein junges Mädchen?"

Das Gesicht von Luise wird ernst.

„Was hast du?" fragt Pitter.

„Komm mal mit nach hinten", sagt Luise. Sie hatte am gestrigen Morgen gesehen, wie Hannes in Annis Wäscheschrank herumgekramt und einen ihrer Badeanzüge an sich genommen hatte. Dann gestern der Anruf aus dem Büro, und jetzt die Nachricht der Matrosen. Für Luise ist alles klar. Ohne Umschweife sagt sie: „Weißt du, mit wem Hannes nach Helgoland ist? Mit Anni! Daß die beiden uns nichts davon gesagt haben, spricht Bände. Jetzt hast du das Malheur!"

Pitter schnappt nach Luft. „Luise! Wenn das wahr ist — —"

Die Tür öffnet sich in diesem Augenblick. Hannes steht da. Allein. „'n Abend". Aus seinen Augen spricht ein, wie es scheint, schuldbewußtes Lächeln. „Ich habe dir ein Geständnis zu machen, Pitter."

Pitter schiebt die Hand weg, die der Freund ihm auf die Schulter legt. Sein Gesicht ist kalkweiß. „Du warst mit Anni in Helgoland?" fragt er.

„Das weißt du schon? Dann kann ich mich ja kurz fassen." Aufgeräumt öffnet Hannes die Glasvitrine. Er sieht nicht, wie das Gesicht von Pitter zu einer leblosen Maske erstarrt. Aber Luise sieht es. Leise verläßt sie das Zimmer. Kein Mensch kann Pitter jetzt helfen.

Hannes hat eine Flasche aus der Vitrine genommen und sie mit den Zähnen entkorkt. Bedächtig schenkt er zwei Gläser ein. Dabei lächelt er. Die Flasche wird heute noch leer werden. Und wahrscheinlich noch ein paar andere dazu. Pitter muß nur erst den ersten Schreck überwinden, dann wird die Freude bei ihm genau so groß sein wie seine eigene. Er hebt das Glas und sagt mit einem heiteren, gespielten Seufzer:

„Ja, Pitter! Damit mußt du dich wohl abfinden. Die Anni wirst du bald los. Das Kind ist so was von verliebt."

Im Zimmer ist es still. Das Ticken der alten Pendule klingt plötzlich merkwürdig aufdringlich.

Das Schweigen verwirrt Hannes. „Du fragst gar nicht, in wen sie verliebt ist?!"

Eine Pause. Eine unheimliche Pause, die Hannes plötzlich aufmerken läßt. Pitter holt Atem, ganz tief. Dann platzt er heraus:

„In ihren Vater ist sie verliebt! Anni

„Die Arbeiter wußten nichts davon. — Die ‚Selbsthilfe Kieler Betriebe' verschob wertvolles Schiffsmaterial nach Osten." Unter dieser Überschrift veröffentlichten wir in Nr. 49/53 u. a. eine Abbildung, auf der sich auch der Lastzug des Spediteurs Ernst Rönnspieß aus Einfeld befand. Nach Rücksprache mit Herrn Rönnspieß möchten wir zu dieser Abbildung noch folgendes feststellen: Herr Rönnspieß hat nie mit den „Kieler Selbsthilfebetrieben" Geschäftsverbindungen unterhalten und ist auch nicht in ihrem Auftrag gefahren. Der Betrieb war ihm nicht bekannt. Nach den vorgelegten Frachtpapieren hat er lediglich von einem Hamburger Spediteur übernommenes Stückgut in Kiel abgeliefert.



ist nämlich — dein Kind, Hannes. Wer konnte denn ahnen, daß es einmal so kommen würde? Du und Anni? Vater und Tochter? . . ."

Das Glas, das Hannes hält, fängt an zu zittern. Vor seinen Augen beginnt ein wilder Tanz. Das Zimmer dreht sich.

Wie aus weiter Ferne klingt die Stimme von Pitter, der seinen Schock überwunden hat und nun unaufhörlich redet . . .

Bis heute hat er das Geheimnis gehütet, das an jenem Abend vor über zwanzig Jahren begann, als Meta Ohlsen ihm sagte, daß sie ein Kind bekommen würde, ein Kind von Hannes, der weit weg war und nichts mehr von sich hören ließ. Von Heirat hatten die beiden nie gesprochen, denn der Landurlaub von Hannes war immer so kurz gewesen. Warum sollten sie das zärtliche Glück der wenigen verliebten Stunden verscheuchen durch Fragen nach der Zukunft, die einfach nicht zu klären war. Würde Hannes bereit sein, als Seemann für immer abzumustern und sich im Hippodrom hinter die Theke zu stellen, wie Metas Eltern es von dem zukünftigen Mann ihrer einzigen Tochter erwarteten? Wahrscheinlich würde Hannes bei einer solchen Vorstellung herzhaft gelacht haben. Er brauchte die See, den Wind, den Sturm und das Abenteuer.

Pitter hatte damals die mutlose Meta Ohlsen getröstet. Er war verliebt in das große, schöne Mädchen, das für ihn, wie er glaubte, unerreichbar war. „Wenn du meine Frau werden willst, ich heirate dich trotz des Kindes", hatte er gesagt.

Vier Wochen später hatten sie wirklich geheiratet. Anni wurde geboren. Pitter freute sich närrisch. Er schien völlig vergessen zu haben, daß sie nicht seine Tochter war. Dann starb Meta. In ihrer letzten Stunde las sie in Pitters Gesicht eine Frage. Sie galt dem Kind. „Du darfst es behalten. Es gehört dir, Pitter!" hatte Meta geflüstert.

Hannes versteht nichts von dem, was Pitter stockend erzählt. Seine Gedanken kreisen um Anni. Sie ist s e i n e Tochter, sein Kind! Er hat alle Freuden des Lebens unbekümmert genossen und nie etwas vermißt, wie er glaubt. Aber was sind alle diese Freuden gegenüber dem Gefühl, ein Kind zu haben.

„Willst du sie mir jetzt wegnehmen?" fragt Pitter seltsam ruhig.

Was denn sonst? denkt Hannes verblüfft. Was heißt überhaupt wegnehmen? Sie ist ja schließlich m e i n e Tochter. Aber er spricht den Gedanken nicht aus. Er ist plötzlich verstört und seine Freude stiebt davon, so jäh wie sie gekommen ist. Ein ungeheures Schuldgefühl läßt sie in ihm zurück. Er weiß ganz plötzlich, daß er nichts zu fordern hat. Er darf nur bitten und muß froh sein, wenn der Freund ihm die Bitte nicht abschlägt. So sagt er leise:

„Pitter! Wir könnten doch gemeinsam für sie sorgen."

„Nein", wehrt Pitter ab. „Das kann ich allein. Ich habe es bis heute auch gekonnt. Und dabei bleibt es. Und damit du verstehst, was ich meine, Hannes —"

Er nimmt aus der Kommode einen Packen Geldscheine, den er Hannes hinhält. „Hier! Dein Geld! Jetzt kann ich es nicht mehr annehmen. Was daran fehlt, bekommst du später."

Da Hannes keine Anstalten macht, die Scheine zu nehmen, steckt Pitter sie ihm in die Tasche.

„Wirst du Anni nun sagen, daß du ihr Vater bist?"

Hannes gibt keine Antwort. Unfähig, ein Wort zu sprechen, dreht er sich um und geht aus dem Zimmer.

Der Klavierspieler in der Galopp-Diele quält sich gerade mit einem Boogie ab, als Hannes vorbeikommt. Luise, die an der Theke steht, sieht ihn erschrocken an.

„Annis V e r l o b t e r war mit in Helgoland", sagt er. „Ich habe vergessen, es Pitter zu sagen. Sag du es ihm. Es wird ihn beruhigen."

Annis Verlobter? Das ist das einzige, was Luise verstanden hat. Sie blickt Hannes nach. Plötzlich stürzt sie durch die Diele zu Pitter hinüber . . .

Im nächsten Heft:

Venus im Schaumbad — Bilke macht Schwierigkeiten — Anni ist zwar erwachsen, aber . . . „Heiraten, du liebe Güte!" — Ein Mann geht davon . . .

Ihr Wochen-Horoskop

für die Zeit vom 23. bis 29. Oktober 1954



Widder (21. III.—20. IV.)

21.—31. III.: Sie sollten in dieser Woche mehr Initiative entfalten. Die Konstellation ist günstig, um nicht nur in geschäftlicher Hinsicht Erfolge zu sichern. Sogar in Herzensdingen kommen Sie aus dem Schatten in die Sonne.
1.—10. IV.: Wieder einmal laufen Sie Gefahr, durch den Verstand die Stimme des Herzens zu übertönen. Sie müssen aber mehr „mit dem Herzen denken", wenn Sie Erfolgen und Freundschaften die Dauer sichern wollen. Achtung im Straßenverkehr, vor allem auf der Reise.
11.—20. IV.: Wenn Sie nicht auf der Hut sind, droht Ihnen diese Woche eine Auseinandersetzung mit sehr unangenehmen Folgen. Seien Sie jetzt sehr besonnen, übrigens auch Ihrem Partner gegenüber, der mehr Verdienste um Sie hat, als Sie wahrhaben wollen.



Stier (21. IV.—20. V.)

21.—30. IV.: Sie können in dieser Woche eine wichtige Entscheidung forcieren, wenn Sie eine Reise antreten und sich gut vorbereiten. Seien Sie sich bewußt, daß es kein unverdientes Glück gibt.
1.—10. V.: Sie sind unausgeglichen und launisch. Das gefährdet nicht nur Ihre Freundschaft, sondern auch Ihre beruflichen Chancen. Gönnen Sie sich mehr Ruhe. Mit der Ruhe wird die Besinnung und die Heiterkeit kommen.
11.—20. V.: Sie können ein neues Vertrauensverhältnis nur durch rückhaltlose Offenheit schaffen. Sie werden längst durchschaut, man mißtraut Ihnen und will Sie ausschalten. Verwechseln Sie doch Offenheit nicht mit Geschwätzigkeit!



Zwillinge (21. V.—21. VI.)

21.—31. V.: Jetzt müssen Sie beweglich sein und sich auch nicht vor Improvisationen fürchten. Sie haben gut vorgearbeitet und auch genügend Geduld bewiesen. Aber der Erfolg will jetzt nicht mehr warten, er steht vor der Tür.
1.—10. VI.: Jetzt dürfen Sie keine Kleinarbeit scheuen, wenn Sie den so lange angestrebten Erfolg sichern wollen. Es wird Ihnen nichts geschenkt. Nichtsdestoweniger wird Ihnen der Erfolg wie ein großes Glück erscheinen. Warum nehmen Sie so wenig Rücksicht auf Ihren Partner?
11.—21. VI.: Sie sind in der Tat einigen Schmeichlern aufgesessen; es wäre besser gewesen, mit nüchterner Selbstkritik den einmal beschrittenen Weg weiterzugehen. Die Woche ist nicht günstig für wichtige Entschlüsse.



Krebs (22. VI.—22. VII.)

22. VI.—2. VII.: Sie haben diese Woche mehrmals Gelegenheit, die ganz große Chance zu ergreifen, auf die Sie so lange schon warten. Seien Sie nicht ungeschickt, aber seien Sie auch nicht allzu tatkräftig. Ruhige Besonnenheit und kräftiger Mut! Das ist es, was Sie jetzt brauchen.
3.—13. VII.: Sie dürfen auf eine romantische Begegnung hoffen, die Sie mit niegekanntem Glück erfüllen wird. Genießen Sie das Glück, und vergessen Sie einmal, daß es ein Ende nehmen wird.
14.—22. VII.: Sie haben sich in eine Herzensangelegenheit verstrickt, die auf eine Lösung wartet. Denken Sie daran, daß jeder Lebenserfolg, auch der, den man als höchstes Glück bezeichnet, stets auf einem gesunden Kompromiß basiert. Denn jede Medaille hat ihre Kehrseite.



Löwe (23. VII.—23. VIII.)

23. VII.—2. VIII.: Bei allem Talent zum Glücksjäger, das Sie einmal besitzen, müssen Sie jetzt doch ein wenig auf der Hut sein. Lassen Sie alle Aktivität für eine Weile sein, widmen Sie sich der Besinnung, das wird Sie auf überraschende Weise bereichern.
3.—13. VIII.: Sie dürfen nicht vergessen, daß es die kleinen Freundlichkeiten des Alltags sind, die das Glück Ihres Partners ausmachen. Blumen, gute Worte und die Geduld, um jeden Tag ein Viertelstündchen schweigend zuzuhören, das sind die Dinge, die zum großen Glück gehören.
14.—23. VIII.: Eine Reise kann jetzt eine entscheidende Wendung herbeiführen. Fassen Sie den Entschluß ohne Rücksicht auf die allzu vorsichtigen Ratschläge Ihrer Freunde. Wer wagt, gewinnt!



Jungfrau (24. VIII.—23. IX.)

24. VIII.—3. IX.: Sperren Sie sich nicht, wenn man Ihnen eine Mehrarbeit zumutet. Sie wird Ihnen eine überraschende Anerkennung einbringen und auf weite Sicht ein großes Glück vorbereiten. Ihre Familie hat es verdient, daß Sie jetzt besonders rücksichtsvoll sind.
4.—13. IX.: Der Spatz in der Hand ist mehr als die Taube auf dem Dach! Vergessen Sie doch diese alte Weisheit nicht. Dann ist es gleich aus mit der Unzufriedenheit und all ihren Folgen im Haus.
14.—23. IX.: In Bälde beginnt ein neuer Lebensabschnitt für Sie, der von Ihnen ein noch größeres Maß an Ausdauer und Kraft verlangen wird als bisher. Der berufliche Erfolg wird für Sie persönliches Glück bedeuten, wenn Sie Ihren Partner mehr in Ihre Aufgaben einbeziehen.



Waage (24. IX.—23. X.)

24. IX.—3. X.: Erledigen Sie in dieser Woche die kleinen Arbeiten, die man immer für nebensächlich hält. Ihrem großen Ziele kommen Sie trotzdem näher, nämlich ganz automatisch, da Sie sich in einer glücklichen Strömung befinden.
4.—13. X.: Warum zweifeln Sie plötzlich an den eigenen Fähigkeiten? Selbstkritik darf nicht in Selbstverachtung ausarten. Sie haben lange genug bewiesen, daß Sie den Erfolg verdient haben. Bewahren Sie Geduld.
14.—23. X.: Verraten Sie nichts von Ihren Plänen. Zerreden Sie nicht den Erfolg, noch bevor er eingetroffen ist. Umsomehr werden Sie seiner froh werden. Teilen Sie das Glück, wenn Sie seiner ganz sicher sind, mit Ihrem Partner.



Skorpion (24. X.—22. XI.)

24. X.—2. XI.: Ihnen steht eine interessante Woche bevor, vor allem Begegnungen mit Menschen, die auf Ihr Fortkommen Einfluß haben können. Zeigen Sie sich von Ihren besten Seiten! Seien Sie ein liebenswürdiger Zuhörer und ein sparsamer Redner.
3.—12. XI.: Wenn Sie immer nur hundertprozentige Sicherheiten verlangen, weicht Ihnen das Glück bestimmt aus. Mit Sicherheiten gibt es nur kleine Erfolge, die großen verlangen den Einsatz von Glauben, Mut, Geduld und Vertrauen. Hören Sie mehr auf Ihren Partner!
13.—22. XI.: Auch mit sanfter Gewalt werden Sie jetzt das Glück nicht zwingen. Sie müssen Geduld haben und nur Ihrer Pflicht leben. Dagegen können Sie jetzt Ihrem Herzen einen Auslauf gönnen. Das wird Ihnen zwei reizende Begegnungen einbringen.



Schütze (23. XI.—21. XII.)

23. XI.—3. XII.: Nutzen Sie jetzt eine Einkaufschance! Sonst ist in dieser Woche Zurückhaltung geboten. Leben Sie künftig mehr nach innen, wenn Sie äußere Erfolge suchen. Das klingt zwar paradox, aber Sie werden dieser Weisheit noch auf den Grund kommen.
4.—13. XII.: Brechen Sie jetzt alle Beziehungen zu Freunden ab, die nichts weiter als Belastungen bedeuten. Sie werden zu sehr ausgenützt. Freundschaft darf eine Last bedeuten, aber der Freund muß des Opfers wert sein.
14.—21. XII.: Sie gehen in dieser Woche an drei großen Glückschancen vorbei, wenn Sie nicht die Augen und das Herz aufmachen. Vergessen Sie aber nicht, daß das Glück trotzdem in einem Augenblick über Sie kommt, wo Sie es gerade am wenigsten erwartet haben.



Steinbock (22. XII.—20. I.)

22. XII.—1. I.: Sie müssen lernen, berufliche und private Interessen zu trennen. Ändern Sie Ihre Einstellung und seien Sie dann konsequent. Sie werden überraschende Einsichten bekommen und mehr Freude am Erfolg haben.
2.—11. I.: Ihnen fehlt zum äußeren Erfolg die innere Befriedigung. Das Problem ist leicht zu lösen, wenn Sie den Erfolg mit Ihrem Herzenspartner gerecht teilen. Er wird sich dann auch für Sie verdoppeln. Denken Sie an den inneren Anteil, den Ihr Partner an Ihrem Erfolg hat.
12.—20. I.: Sie können es sich getrost leisten, Fehler zuzugeben, denn Sie haben viel geleistet. Vor den Augen des Partners, dem sich Ihr Herz zuneigt, werden Sie dadurch sehr an Ansehen gewinnen.



Wassermann (21. I.—18. II.)

21.—31. I.: Am Wochenende hängt viel von Ihrem Auftreten ab. Zeigen Sie sich nicht allzu selbstbewußt. Geben Sie nichts auf das Gerede Ihrer Kollegen, sondern bleiben Sie auf dem Wege, den Sie einmal eingeschlagen haben.
1.—11. II.: Sie sind meist zu verkrampft, um den wirklich großen Erfolg zu zwingen. Seien Sie unbefangen und heiter, große Ziele erläuft man spielend, nicht keuchend. Im übrigen müssen Sie sich mehr Ihrem Partner widmen.
12.—18. II.: Wagen Sie bald eine Aussprache mit Ihrem Partner. Sie haben sich in eine richtiggehende Psychose verrannt. Sie müssen frei werden davon und Ihr Ziel wieder klar vor Augen sehen. Der Erfolg könnte umso näher sein, als das Glück Ihnen wohlgesinnt ist.



Fische (19. II.—20. III.)

19. II.—1. III.: „Es geht alles vorüber", haben die Leute vor zehn Jahren gesungen. Denken Sie jetzt dasselbe, ertragen Sie die ungünstige Situation, die Ihren Erfolg noch verhindert, und bleiben Sie selbstbewußt.
2.—11. III.: Lassen Sie sich jetzt nicht zu Zugeständnissen zwingen. Das haben Sie nicht nötig. Ihre Ansprüche bestehen zu Recht. Aber bleiben Sie dennoch selbstkritisch. Achten Sie jetzt auf Ihre Gesundheit.
12.—20. III.: Sie dürfen nicht den Wert einer guten Zusammenarbeit vergessen. Ihre jüngsten Erfahrungen stoßen keine alte Weisheit um. Seien Sie einsichtig und tolerant. Am Dienstag müssen Sie den Wunsch Ihres Herzenspartners erfüllen.

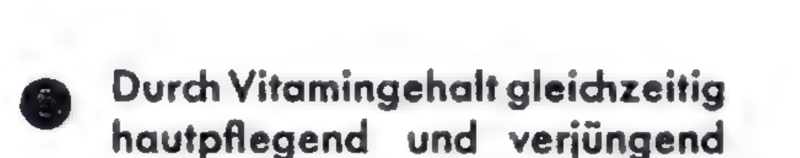


Günstige Aussichten bieten sich sowohl in geschäftlichen wie in persönlichen Dingen allen, die ihre Geburtstage unter folgenden Daten finden: 9.—15. Februar, 6.—11. März, 15.—21. Mai, 30. August, 10.—16. Oktober, 1.—10. November, 14.—23. Dezember.

Glückspilze sind in dieser Woche alle, die an einem der folgenden Tage geboren sind: 31. Jan., 3. März, 1.—4. Mai, 23. Juli, 2.—4. Aug., 2.—3. Sept., 24.—27. Nov.



. . . weil es wirklich bezaubernd in der Wirkung ist und gleichzeitig die Haut pflegt und verjüngt.



Nicht geschminkt, sondern gepflegt und natürlich schön auszusehen, darin liegen die besonderen Vorzüge des HAPPY-END · Make-up

- Durch Vitamingehalt gleichzeitig hautpflegend und verjüngend
- Verstopft nicht die Poren und trocknet die Haut nicht aus
- Keine Cremeunterlage und kein Puder mehr erforderlich
- Spielend leicht mit feuchtem Schwämmchen aufzutragen



Ab DM 2,85

JETZT AUCH IN DER SCHWEIZ, ÖSTERREICH, HOLLAND UND BELGIEN

Sie leben zum zweiten Mal

Fortsetzung von Seite 10

Einen Augenblick herrschte im Operationssaal tiefes Schweigen, und die handelnden Personen verharrten bewegungslos in ihrer Haltung, wie auf einer Fotografie.

Die Stille wurde durchbrochen von dem heiseren Flüstern der Operationsschwester, die zu ihrer Kollegin sagte:

„Exitus — aus . . .“

Es war nur eine kleine, harmlose orthopädische Operation, die an der einundzwanzigjährigen Frau vorgenommen werden sollte: Wiederbefestigung eines ausgerissenen Bandes am Knie. Chirurgisch etwas knifflig, aber für den Patienten vollkommen ungefährlich. Und da war etwas eingetreten, das unter zehntausenden von Operationen nur ein einziges Mal vorkommt, ein Narkose-Todesfall. Aus irgendeinem unerfindlichen Grund hatte gerade diese Kranke den Narkose-Äther nicht vertragen.

„Wir machen einen Negowsky“

Es leben Chirurgen in der westlichen Welt, die jetzt, nach diesem unerwarteten Zwischenfall, in Sekunden den Brustkorb der Patientin geöffnet und versucht hätten, mit einer Herzmassage das Herz wieder in Gang zu bringen. Aber wir befinden uns, wie gesagt, im Herzen Rußlands, in einer Moskauer chirurgischen Klinik. Hier hatte ein Forscher eine andere, einfachere Methode für Chirurgen entwickelt, die sich der schicksalsmäßigen Fügung eines Todes auf dem Operationstisch nicht beugen wollen.

Der Chirurg am Operationstisch drehte sich um und legte das Instrument, das er hielt, in die Hand der Operationsschwester zurück.

„Los“, knurrte er, „geben Sie mir ein Messer, wir machen einen Negowsky.“

Augenblicklich begannen die Personen um den Operationstisch nach diesem Befehl zu handeln. Die Operationsschwester reichte dem Chirurgen ein Skalpell und dem Assistenten ein Rasiermesser, und dieser rasierte zuerst die Achselhaare unter dem linken Arm der Toten fort. Der Chirurg legte dann mit einem Schnitt eine Arterie in der Achselhöhle frei und der Assistent legte zwei Klemmen an, um die kleine Wunde offenzuhalten. Die Schwestern schoben ein Gestell heran, an dem die Behälter für das Spenderblut befestigt werden sollten, und andere rollten einen Tisch herbei, auf dem die Herzpumpe befestigt war.

Dem Chirurgen ging das alles viel zu langsam.

„Los, los, machen Sie schon“, hetzte er die Helfer, „wo bleibt die Blutkonserve?“

„Wir müssen erst nachsehen, welche Blutgruppe wir brauchen“, antwortete ihm ruhig der Narkotiseur, ohne seine Arbeit zu unterbrechen. Der Chirurg drehte die Augen gegen die Decke und rief anklagend:

„Und mit solchen Leuten muß man arbeiten . . .“

Die anderen kümmerten sich nicht um seine ungerechten Vorwürfe. Sie waren es gewohnt, daß er auf diese Weise seiner Spannung ein Ventil öffnete. Der Narkotiseur führte ein Rohr in die Luftröhre der Toten ein, durch das Sauerstoff in die Lungen gepumpt werden sollte; die Schwestern befestigten die Behälter mit dem Konservenblut hoch an dem Gestell und schlossen Behälter mit Schläuchen an die Herzpumpe an. Die Operationsschwester reichte dem Chirurgen die starke Hohlnadel, die an einem Schlauch befestigt war, der wiederum in Verbindung mit der Herzpumpe stand. Der Chirurg stieß die Nadel in die freigelegte Arterie, und nun strömte Spenderblut zum Herzen der Toten. Gleichzeitig hatte der Narkotiseur mit der künstlichen Atmung begonnen. Sauerstoff strömte in die Lungen der Toten und der Brustkorb hob und senkte sich im Rhythmus der normalen Atmung.

Seit der Ankündigung des Todes der Patientin waren etwa fünf Minuten vergangen.

Der Chirurg hatte sich daran gemacht, die Operationswunde am Knie zu verschließen. Scheinbar ruhig und sich sichtlich Zeit lassend führte er diese einfache Arbeit aus. Als ihm eine Schwester Verbandsmaterial reichen wollte, schüttelte er ärgerlich den Kopf.

Eine Viertelstunde war seit dem Einsetzen der Wiederbelebungsversuche vergangen. Mehrmals hatte der Assistenzarzt in dieser Zeit das Hörrohr angelegt und das Herz belauscht. Immer wieder richtete er sich auf und gab durch Kopfschütteln zu verstehen, daß noch nichts zu hören war.

Zwischen Tod und Leben

Endlos dehnten sich die Minuten. Stumm vollführten die Ärzte und ihre Helfer die wenigen Handgriffe, die nötig waren, um die Geräte zu bedienen. Es war sehr ruhig im Operationssaal, man hörte nur das leise Klappen der Ventile des Beatmungsgerätes und das Surren des Elektromotors der Herzpumpe.

Nach einer halben Stunde — es hatte sich nichts geändert — wandte sich der Chirurg ab und verließ wortlos den Raum. Er schien die Hoffnung aufgegeben zu haben.

„Wie lange wollen wir noch weitermachen?" fragte jetzt der Assistent den Narkotiseur, „glauben Sie wirklich, daß es noch Zweck hat?"

Der zuckte die Achseln. „Zwei Stunden", sagte er, „sind Vorschrift ..."

Der Körper der Toten war kurz nach dem Einsetzen der Wiederbelebungsversuche mit Tüchern abgedeckt worden. Wärmflaschen verhinderten die Abkühlung. Fast automatisch wechselten die Schwestern diese Behälter und ebenso automatisch horchte der Assistent in kurzen Abständen das Herz ab.

Fast eine Stunde war vergangen, als er wieder einmal das Hörrohr auflegte. Er tat es mit einer resignierenden Geste, die deutlich ausdrückte, daß er überzeugt war, seine Handlung hätte keinen Sinn mehr. Nach einigen Sekunden nahm er das Hörrohr von der Brust und wollte sich aufrichten, als er sich plötzlich eines anderen zu besinnen schien. Sein Gesicht zeigte ungläubiges Erstaunen, und er setzte den Apparat noch einmal auf die Herzgegend. Fast eine Minute lang lauschte er angestrengt, das Stethoskop auf verschiedene Punkte der Herzgegend setzend. Immer noch heruntergebeugt rief er laut:

„Es schlägt, tatsächlich, es schlägt."

Genau nach achtundfünfzig Minuten hatte das Herz mit den ersten wieder selbständigen Schlägen angefangen. Nach kurzer Zeit arbeitete es kräftig und regelmäßig. Auch die Atemtätigkeit hatte gleichzeitig eingesetzt. Was niemand für möglich gehalten hätte, war eingetreten. Fast eine Stunde nach dem Eintritt des klinischen Todes war ein Mensch wieder zum Leben gebracht worden.

Das Herz funktionierte nun tadellos. Es schlug etwa siebzigmal in der Minute. Auch die Atmung ging wie bei einer Gesunden vor sich, regelmäßig, fünfzehnmal in der Minute hob und senkte sich der Brustkorb. Aber das Bewußtsein kehrte nicht zurück, und die Haut blieb leichenblaß. Stiche mit einer Nadel in die Arm- oder Beinmuskulatur wurden offenbar nicht empfunden, die Muskeln zuckten nicht. Die Pupillen der Augen hingegen, während einer Stunde maximal erweitert, wie es bei Toten der Fall ist, hatten sich wieder zusammengezogen und reagierten auf Licht.

Eine Stunde im Jenseits ...

Die Kranke war sofort aus dem Operationssaal in ein Sauerstoffzelt gebracht worden und erhielt in Abständen herz- und kreislaufanregende Mittel. Aber erst nach vier Tagen begann sie sich zu bewegen, schlug die Augen auf und versuchte mit der Schwester zu sprechen. Aber nur unartikuliertes Gestammel war zu vernehmen — sie hatte das Sprechen verlernt.

Vom Tage des Erwachens an nahm sie steigende Mengen Nahrung und Getränke zu sich. Sie mußte gefüttert werden wie ein neugeborenes Kind. Und wie ein solches begann sie auch nach acht Tagen ihre Aufmerksamkeit der Umgebung zuzuwenden. Ärzte und Schwestern versuchten, sich mit ihr zu unterhalten, aber sie schien nicht zu verstehen, was man ihr sagte und sie konnte auch nicht darauf antworten oder Fragen stellen. So begann ein Arzt versuchsweise damit, ihr Gegenstände zu zeigen, ein Glas, eine Klingel, einen Teller usw. und ihr die betreffenden Worte langsam und deutlich vorzusprechen. Tatsächlich lernte sie auf diese Weise wie ein Kind die Worte nachzusprechen und mit ihnen Begriffe zu verbinden. An dieser Lehrtätigkeit beteiligten sich Schwestern und Besucher, und die Patientin lernte ziemlich schnell wieder ihre Muttersprache zu sprechen.

Ihr Gedächtnis schien zumindest in der ersten Zeit vollkommen erloschen zu sein. Sie konnte sich nicht ihres Namens und anderer Daten erinnern, und erkannte ihre nächsten Angehörigen, die sie besuchten, nicht wieder. Kenntnisse, die sie besessen hatte — sie hatte beispielsweise gut deutsch gesprochen — waren wie ausradiert und kehrten auch nicht zurück. Hingegen erinnerte sie sich im Laufe der Zeit an ihre „frühere" Existenz und fand sich in ihrer Vergangenheit zurecht.

Nach einigen Monaten erkrankte die Frau an einer Geisteskrankheit und mußte in eine Heil- und Pflegeanstalt gebracht werden. Nach sechs Monaten konnte sie die Anstalt wiederhergestellt verlassen. Augenblicklich steht sie in der Wiederausbildung für ihren alten Beruf.

TOT ZUR WELT GEKOMMEN war die kleine Natascha nach einer langwierigen und schweren Geburt. Die üblichen Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. Professor Negowsky holte das Kind ins Leben zurück. Der Tod hinterließ bei Natascha keine Spuren. Ihre Entwicklung war völlig normal.

Dieser ungewöhnliche und wohl einmalige Fall zeigt mit aller Deutlichkeit, daß in der Stunde, in der die Patientin klinisch tot war, Gehirnzellen zugrunde gegangen oder zumindest sehr schwer geschädigt worden waren. Offenbar haben dann in der Rekonvaleszenz andere Zellen oder Teile des Gehirns deren Tätigkeit wieder übernommen und so ein neues Bewußtsein aufgebaut.

Seit langer Zeit weiß man, daß zwischen Leben und Tod eine Zeitspanne



WÄHREND EINER MAGENOPERATION starb der 38jährige Dimitrij G.. Er ist Chauffeur und lebt bei seinen Eltern in Moskau. Auch er konnte aus dem Jenseits zurückkehren. Unser Bild zeigt Dimitrij G. mit dem Arzt und der Assistentin, die ihn in zähem Kampf gegen den „biologischen“ und endgültigen Tod retteten.

liegt, innerhalb der unter Umständen eine Rückkehr ins Leben möglich ist. Das wird vor allem dann der Fall sein, wenn der Tod nicht infolge einer schweren Krankheit, bei der Organe zugrundegegangen sind, eingetreten ist, sondern durch Unfall, Kreislaufversagen, Herzschwäche oder starken Blutverlust.

Ein Mann erforscht das Niemandsland

Während nun früher die Wiederbelebungsversuche im wesentlichen in der Anwendung von künstlicher Atmung und der Einspritzung von Medikamenten (Adrenalin) ins Herz bestanden, ist die Methode des russischen Forschers Negowsky ein kombiniertes Verfahren, das die Wiederbelebung nicht dem Zufall überläßt, sondern sie konsequent und systematisch durchführt. Die Methode Negowskys ist verhältnismäßig einfach und kann auch ohne komplizierte Apparaturen in jedem anderen, modern eingerichteten Krankenhaus zur Anwendung kommen. Das Verfahren besteht darin, daß in eine herznahe Arterie Spenderblut unter Druck direkt in das Herz eingespritzt wird. In Rußland verwendet man dazu Blutkonserven. Selbstverständlich muß das Blut die gleiche Blutgruppe wie das des Patienten haben. Der Blutkonserve wird Wasserstoffsuperoxyd zugesetzt, um eine Sättigung des Blutes mit Sauerstoff zu erreichen, zugleich enthält sie etwas Glukose (Zukker) und eine geringe Menge Adrenalin, um den Herzmuskel zer Zusammenziehung anzuregen. Auf diese Weise gelangt frisches Blut zu den Kranzgefäßen des Herzens und durch sie in den Herzmuskel, der damit kräftig durchblutet wird.

Zugleich mit dieser arteriellen Bluttransfusion wird künstliche Atmung durchgeführt. Durch einen Schlauch, der in die Luftröhre eingelegt wird, pumpt ein von Hand bedienter Gummisack oder eine maschinelle Pumpe Sauerstoff in die Lungen.

Während man bisher der Meinung war, daß Wiederbelebungsversuche die später als acht Minuten nach dem Eintreten des Herz- und Atemstillstandes („klinischer Tod“) zwecklos seien, behauptet Professor Negowsky, daß die Zeitspanne zwischen dem Eintreten des „klinischen Todes“ und des „biologischen Todes“ mindestens fünfundvierzig Minuten, wenn nicht mehr betrage, und daß innerhalb dieser Zeitspanne eine Aufhebung des klinischen Todes durch seine Methode möglich sei.

Er sagt selbst: „Wunder gibt es dabei selbstverständlich nicht, und es ist eigentlichüberflüssig,noch darauf hinzuweisen, daß eine Wiederbelebung nur dann möglich ist, wenn durch die vorhergehenden Krankheiten oder Verletzungen nicht lebenswichtige Organe wie das Gehirn, das Herz, die Leber oder beide Nieren unheilbare Schäden erlitten haben.“

Es sollen in Rußland und in den Satellitenstaaten heute an die zweitausend Menschen leben, die durch Negowskys Methode zu neuem Leben erweckt worden sind. Eine russische Zeitschrift hat einige dieser „Zurückgeholten“ in Moskau interviewt:

Alexandra Sch., Angestellte in einem Moskauer Krankenhaus, wurde bei einer schweren Geburt von einem toten Mädchen entbunden. Die Geburtshelferin brachte das Kind augenblicklich in das Institut Negowskys, wo zehn Minuten nach der Geburt die Wiederbelebung eingeleitet wurde. Schon nach kurzer Zeit konnte das Einsetzen der Herz- und Atemtätigkeit beobachtet werden, und nach einer Viertelstunde reagierte das Kind auf Schmerzreize und entwickelte sich in der Folge normal.

Dieser Fall ist allerdings nicht besonders bemerkenswert, denn selbst wenn es sich bei einem Kinde um die gefährliche Form der Asphyxie, die sogenannte blasse Asphyxie handelt, ist auch mit anderen Mitteln eine Wiederbelebung möglich.

Interessanter ist der Fall des Moskauer Chauffeurs Dimitrij G. Während einer Magenoperation trat bei Dimitrij



NACH EINEM VERKEHRSUNFALL starb der 16jährige Schüler Michail B. auf dem Operationstisch. Ärztliche Kunst konnte ihn nicht mehr retten. Sein Blutverlust war zu groß gewesen. Sofort herbeigerufene Spezialisten des Negowsky-Laboratoriums versuchten die Wiederbelebung des „klinisch Toten“. Nach 45 Minuten begann sein Herz wieder zu schlagen.

auf dem Operationstisch der klinische Tod ein. Ein Assistent der chirurgischen Klinik, der mit der Negowsy-Methode vertraut war, leitete das Belebungsverfahren ein. Es gelang verhältnismäßig schnell, das Herz wieder zum Schlagen und die Atmung in Gang zu bringen, aber beide blieben für längere Zeit völlig unregelmäßig. Erst nachdem dieses Stadium überwunden war, konnte die Operation beendet werden. Der Chauffeur erholte sich körperlich gut, seelisch aber blieb ein noch nicht ausgeheilter Schaden zurück.

Während Dimitrij früher ein heiterer, lebensfreudiger Mensch gewesen war, neigt er jetzt zur Übellaunigkeit und Schwermut. Seine Ärzte nehmen aber an, daß sich auch das im Laufe der Zeit geben wird.

Zwei Beispiele für viele

Im Februar 1954 starb bei einem Unfall Anna S., Schaffnerin der Eisenbahn Moskau — Kursk. Der Chirurg J. D. Semjonow vom Negowsky-Institut eilte mit den nötigen Apparaten und geschultem medizinischen Hilfspersonal an den Unfallort und begann mit dem Wiederbelebungsverfahren. Anna S. war vollkommen ausgeblutet. Sie hatte beim Einsetzen der Wiederbelebungsversuche nur noch ein Viertel der normalen Blutmenge, drei Viertel mußten durch Transfusion ersetzt werden. Nach einer hal-



AM ALTEN PLATZ versieht die 42jährige Zugschaffnerin Anna S. ihre Arbeit. Keiner sieht es ihr mehr an, daß sie bei einem Unfall vor eineinhalb Jahren dreiviertel ihres Blutes verloren hatte und schon gestorben war . . .

ben Stunde war Herz- und Atemtätigkeit der Eisenbahnerin wieder hergestellt. Nach einer weiteren Stunde erlangte sie das Bewußtsein zurück. Sie versieht heute wieder genau so gewissenhaft und tüchtig ihren Dienst wie vor ihrem „Tod".

Der Moskauer Schüler Michail B. wurde nach einem Unfall bewußtlos und in hoffnungslosem Zustand in ein Krankenhaus eingeliefert. Bei der Operation starb er. Durch arterielle Blutzufuhr und künstliche Atmung konnte auch er wie viele andere Unfalltote dem „biologischen Tod" entrissen werden.

Die Arbeiten Negowskys sind im Westen keineswegs unbekannt und haben besonders in Amerika Aufsehen erregt. Bisher haben sie allerdings diesseits des Eisernen Vorhangs noch wenig praktische Anwendung gefunden. Angesichts der ständig wachsenden Zahlen der Unfallverletzten, die entweder sofort am Unfallort oder kurz nach ihrer Einlieferung ins Krankenhaus „starben", ist aber zu erwarten, daß auch im Westen Versuche mit diesem Verfahren unternommen werden. Denn gerade bei den Unfallopfern handelt es sich ja fast immer um Menschen, die in voller Gesundheit aus dem Leben gerissen werden und daher eine ausgezeichnete Chance haben, dem „klinischen Tod" wieder entrissen zu werden.

— ENDE —

Am Tage Pelz – am Abend

Die Münchner Modeschöpferin Maria Straka bekennt sich zu einer gemäßigten H-Linie —

Sehr weiche, schmiegsame Wollstoffe, vor allem Kaschmir, sind die bevorzugten Materialien, die von dem Münchner Modellhaus Stephanie für die elegante Herbst- und Winterkleidung verwendet werden. Für den Abend überwiegt Spitze, brokatähnliche Seide und Du-



Sportliches Kleid aus einem mausgrauen, neuartig gewebten Wollstoff, der wie dickes Leinen wirkt. Der stark gezwirnte Faden dieses Materials läßt das Kleid beim Tragen knitterfrei bleiben. Ideal für Reise und Auto.



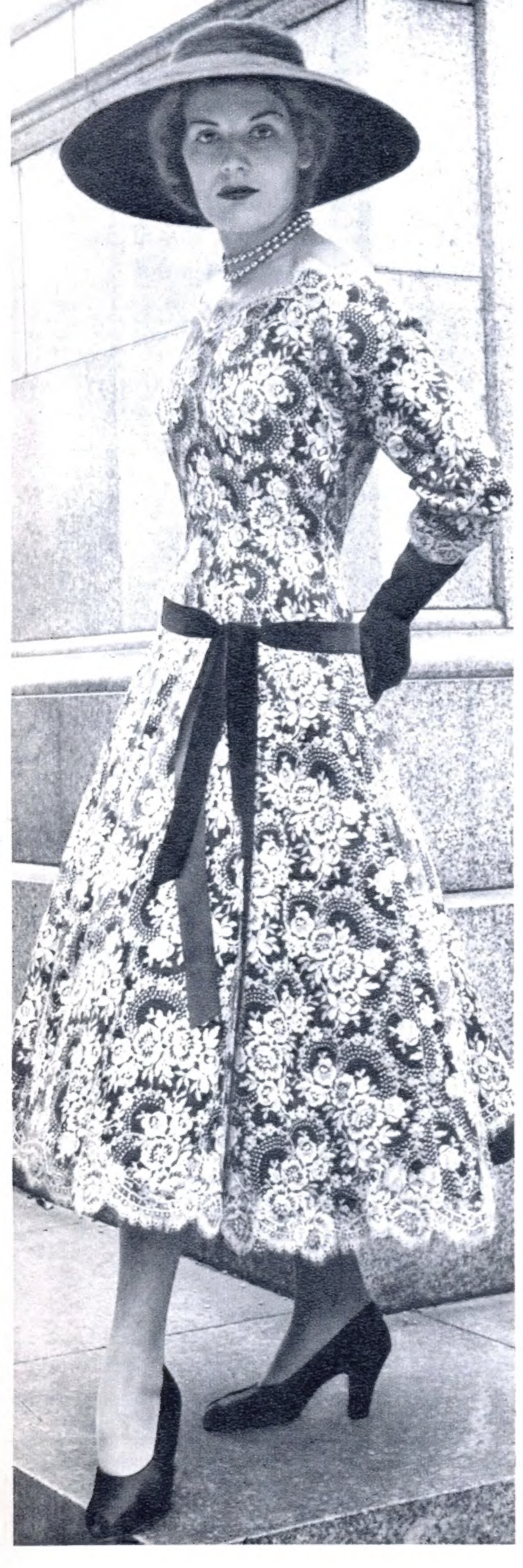
Zwei elegante Kostüme für den Nachmittag, die auch die neue Linie in individueller Abwandlung zeigen. Das Kostüm links aus schwarzem Moiré besitzt als Neuheit eingewebte Mohairs. Das Seidenkostüm rechts hat eine durch Samtmarkierung ‚versetzte' Taille.

Pelzgefütterte Mäntel und Jacken sind wieder sehr modern. Links ein Winterkostüm aus einem sehr weichen, tweedartigen Wollstoff. Die Jacke ist ganz mit Persianer gefüttert. Unten rechts ist die Jacke geöffnet; sie läßt eine jadegrüne Jersey-Bluse in der neuen Jumperform sichtbar werden. Das Kostüm besitzt die neue gerade Linie, die Ärmel sind hoch eingesetzt. Der sandfarbene Kaschmirmantel rechts ist ganz auf Nutria gefüttert. Das Pelzfutter geht bis zur Mantelkante und läuft zu einem großen Kragen aus. Der Mantel besitzt keine Knöpfe, man wickelt sich mollig in ihn ein. Unter dem Mantel befindet sich ein sandfarbenes Kaschmirkleid, ebenfalls in der neuen Jumperform. Eine braune, locker gebundene Samtkrawatte bildet den Effekt.

Spitze

aber nur dort, wo sie paßt

chesse in meist hellen Farben. Frau Maria Straka, die Inhaberin dieses Hauses, bekennt sich zur H-Linie mit der Einschränkung, daß sie nicht erzwungen werden darf, sondern dem Frauentyp angepaßt werden soll. REVUE zeigt hier Modelle dieser „gemäßigten H-Linie".



Bordeauxrote Chantilly - Spitze auf 40 Meter Tüll sind zu einem zauberhaften Abendkleid verarbeitet. Zart schmiegt sich die hauchdünne Spitze um den Oberkörper; sie endet in einem ebenfalls bordeauxroten Samtband. Die Fülle des Rockes wird durch die tief in der Hüfte angesetzte Samtrüsche gehalten. Als Unterkleid dient weißer, rauschender Taft.

Großes Cocktailkleid aus Chantilly-Spitze in hellbeige. Der Effekt wird durch die Unterlage aus schwarzem Tüll erzielt. Der Ausschnitt verläuft vorn recht hoch, im Rücken tiefer. Die Hüften werden von einem Samtband markiert, dessen Höhe die neue „verwischte Taillenlinie" betont.

Modelle: Stephanie — Fotos: Rudolf Betz

Breite Schulterbänder bilden den besonderen Reiz des Dekolletés dieses Abendkleides aus weißem Organza mit Applikationen. Das schöne Kleid wird von der Schauspielerin Claude Farell getragen; sie kaufte es sich anläßlich der Münchner Premiere ihres neuesten Films „Clivia".

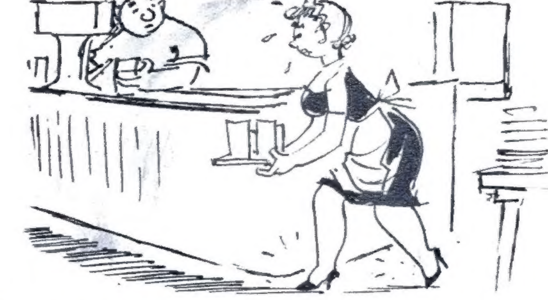
REVUE Quiz (73)

Verse: P. P. A. Zeichnungen: W. Böhle. Copyright by REVUE

Das REVUE-Quiz ist eine neue Form der beliebten Rätselart. Durch die Illustrationen der Verse wird das Raten erleichtert. Die großen Buchstaben mit den Punkten bezeichnen jeweils ein zusammengesetztes Hauptwort, das zu raten ist. Beispiel: B . . . . . K . . . . . (Bohnen-Kaffee). Die Punkte sind maßgebend für die Zahl der Buchstaben. Ä Ö Ü sind e i n Buchstabe, ch und sch sind zwei bzw. drei Buchstaben. Schreiben Sie die gefundenen Wörter auf eine Postkarte und senden Sie die Karte mit der Überschrift „REVUE-Quiz" an die REVUE, München 9, Harthauser Straße 50. Für die richtigen Lösungen sind 50 wertvolle Buchpreise ausgesetzt. Gehen mehr richtige Lösungen ein, als Preise vorhanden sind, entscheidet das Los. Die Entscheidung des Preisgerichts ist unanfechtbar. Einsendeschluß für REVUE-Quiz Nr. 73 ist der 3. November 1954. Auflösung und Namen der Gewinner erscheinen in Nr. 47 der REVUE.



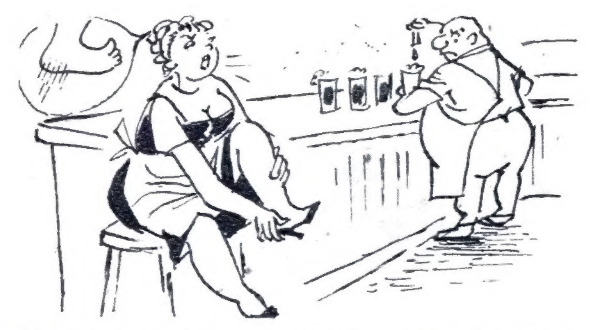
1 Die Tochter des Wirtes „Zum Goldenen Storchen" gilt im Ort als D . . . S . . . . . — das freundliche Lorchen.



2 Doch heut ist sie sichtlich schlecht aufgelegt, weil sie D . . . . S . . . . . die sie in der Stadt gekauft, trägt.



3 Aus Eitelkeit wählte sie eine Nummer zu klein und die D . . . . S . . . . . . am rechten Fuß, die machen ihr Pein;



4 Am linken hat sie das Gefühl, es seien ihr sieben ganz spitze D . . . . S . . . . . in die Ferse getrieben.



5 Von den Gästen beim D . . . . . S . . . . in der Wirtsstube drinnen
sagen die einen: Das Lorchen tut heute spinnen!



6 Die andren betreiben als D . . . S . . . .-Aufgabe die Frage: Was ihr fehle, respective was sie habe?
Das Lorchen könnte es ihnen ja sagen,
doch läßt sie sich lieber von ihrer Eitelkeit plagen.

Auflösung des REVUE-Quiz Nr. 69: 1. Strandburg, 2. Sonnenbrille, 3. Strumpfband, 4. Selbstbinder, 5. Schlüsselbund, 6. Skibindung oder Skibretter.

GEWINNER: Armbruster Wilma, Wolfach/Schw.; Bartsch Werner, Bayreuth; Bölkow Mia, Frankfurt/M.; Dahlhaus W., Dorchheim üb. Hadamar; Dürr Otto, Würzburg; Eichner Ursula, Hamburg; Engeländer Maya, München-Obermenzing; Fischer Ursula, Gorey Co. Wexford, Ireland; Fleig Hans, Hannover; Foske Anita, Untereichingen; Grote Lilly, Wuppertal; Habenicht Werner, Wehrstedt 76; Heidrich Trudel, Idar-Oberstein I; Hoffmann Rosemarie, Köln-Sülz; Huth Rolf, Dillenburg; Jungmann Suse, Kirchheimbolanden; Kantner Magarete, Cappel; Kersten Gerhard, Berlin-Borsigwalde; Kipp Lore, Stuttgart 13; Klinkenborg Wilma, Weener/Ems; Knorr Else, Goch Ndrh.; Knörzen Fritz, Murrhardt, Kreis Backnang; Kretschmer Hans-Georg, Bremen; Kretschmer Ilse, Frankfurt a. M.; Krüger Johanne, Varel/Oldbg.; Kürten Alice, Köln-Kalk; Lang Emmi, Berlin-Charlottenburg; Mangelsdorf Hildegard, Zweibrücken/Pfalz; Meissner Lilianne, Berlin-Zehlendorf; Menacher Else, Unterhaching bei München; Opitz Lore, Pforzheim; Pommert Friedrich, Bad Homburg v. d. H.; Prankel Friederike, Weizendorf 8, Post Bechhofen; Rieken Ida, Hannober/Württ.; Schacht Ernst, Luckenbach b. Hachenburg; Schaffranek Alice; Hannover; Schierz Martha, Hamburg-Gr. Borstel; Schildge K., Rüsselsheim a. M.; Schulz K., Ratzeburg; Schwander M., Kupferberg/Ofr.; Severing G., Hemer, Kr. Iserlohn; Spieß H., Augsburg; Splettstösser, Hannover-W.; Sprunck H., Bergham 22, P. Aufh.; Stahl B., Solingen; Viefhaus U., Marxgrün/Ofr.; Vogel H., Neuwied; Walther Hans, Frankfurt; Walz Hans, Bad Vilbel (16); Wenzel Brigitte, Bestwig/Westf.

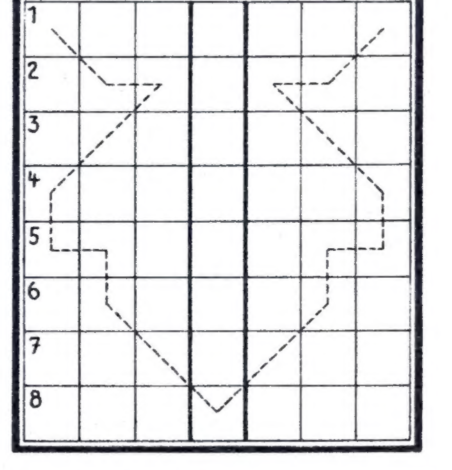
REVUE Rätsel

WINDSTÄRKE 12

1.	2	8	7	16	6	**1**				Bezeichnung für trichterförmige Luftwirbel
2.	14	3	**19**	19	3	2				gleichmäßig wehender Tropenwind
3.	**19**	9	10	4	8	7	11	11	7	feuchtschwüler Mittelmeerwind
4.	6	7	8	**3**						Adriawind
5.	7	8	11	3	**5**					Sturm der Windstärke 12
6.	10	12	**8**	8	4	11	3	5		Wirbelsturm Westindiens
7.	2	**3**	4	13	12	5				Wirbelsturm in chinesischen Gewässern
8.	17	1	**14**	10	4	8				milder Südwestwind
9.	**2**	7	8	5	3	15	7			Wirbelsturm in den südlichen USA
10.	16	7	**5**	19	12	5				halbjährlich wechselnder Wind im Ind. Ozean
11.	17	18	11	20	**7**	5				tropischer Wirbelsturm
12.	19	3	**16**	12	16					heißer, Sandstaub führender Wüstenwind

Die fettgedruckten Zahlen ergeben, von unten nach oben gelesen, ein weltbekanntes Künstlerviertel.

KREUZWORTRÄTSEL: *W a a g e r e c h t : 1. Edelstein, 8. Göttin des Rechts und der Gerechtigkeit, 15. griech. Buchstabe, 16. Zeitbegriff, 18. Nebenfluß der Warthe, 19. Flur im Bauernhaus, 20. Stadt in der Türkei, 22. abgestorben, 24. inneres Organ, Mehrz., 26. arab. Artikel, 27. Stadt am Eutiner See, 28. Zeichen für Wismut, 29. nord. Schicksalsgöttinnen, 33. jugoslaw. Insel, 34. Pflanze mit Brennhaaren, 37. Kanton der Schweiz, 38. guter Rat, 40. gegerbte Tierhaut, 42. feierl. Gedicht, 43. Sprachfehler, 44. mongolisch. Volksstamm. — S e n k r e c h t : 1. Wundstarrkrampf, 2. Plastik am Naumburger Dom, 3. selten vorkommend, 4. Anhängsel, 5. Lotterieanteil, 6. Präposition, 7. Gesamtheit der Schöpfung, 9. verneinende Vorsilbe, 10. japan. Münze, 11. Kurort im Schwarzwald, 12. Küstenfluß in Katalonien, 13. Inselbewohner, 14. geschichtliche Jahrbücher, 17. gänzlich, vollkommen, 21. Nebenfluß der Weichsel, 23. Hochland in Innerasien, 25. Gefrorenes, 30. menschliche Niederlassung, 31. südamerikanische Hauptstadt, 32. Verneinung, 34. Fluß in England, 35. Hilferuf, 36. Stadt in Gelderland, 39. Zeichen für Praseodym, 41. vertraute Anrede.*



DIE KÖNIGSKINDER: *In die Figur sind waagrecht jeweils zwei Wörter nachfolgender Bedeutung einzutragen. Der letzte Buchstabe des ersten bildet zugleich den Anfangsbuchstaben des zweiten Wortes. Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben der punktierten Linie einen bekannten Opernkomponisten, dessen Geburtstag sich kürzlich zum hundertsten Male jährte. — 1. Haushaltplan — Kunstgriff, 2. Mädchenname — Zahl, 3. Gleichklang — Insektenlarve, 4. geschickte Täuschung — Lebewesen, 5. Holzbearbeitungs-Werkzeug — Vergrößerungsglas, 6. Kriegsgott — mattglänzendes Gewebe, 7. französ. Modeschöpfer — Hafenstadt in England, 8. Dichter der heiteren Muse — inneres Organ. (ck = 1 Buchstabe.)*

NOCH FEHLEN DIE VOKALE . . .

aaa, eeeeeeeeeeeeeeeeeeeee, iiiiiii, o, u, ü.

— — n — ssch — ckts — chn — chtf — r — ll —

s — h — j — d — rw — — — r' str — — b —

s — h — j — d — rw — — rbl — — b —

— ndw — rst — htd — ß — rn — chtf — ll —.

Wird die Wortschlange nach dem Einfügen der Vokale (jeder Strich entspricht einem Vokal) an den richtigen Stellen getrennt, so erhält man einen Spruch von Goethe.

SILBENRÄTSEL

a — bu — che — chiem — e — e — ehr — fän — frau — ga — gau — geiz — geld — ger — he — hirsch — in — ke — ket — kö — kunst — kus — lei — lei — luf — ma — ma — ne — ni — nig — nist — on — on — or — pi — ra — rat — raum — rif — rin — ro — sa — schen — skor — sti — ta — ta — te — ten — ter — ti — ti — ti — tra — ul. — Bilde aus diesen Silben Wörter von nachstehender Bedeutung. Die ersten und letzten Buchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, einen Spruch. — 1. Storchvogel, 2. planmäßige Gestaltung, 3. Verknüpfung ärgerlicher Dinge, 4. Wiesen- und Zierpflanze, 5. leichtsinniger Mensch, 6. Arzt für innere Krankheiten, 7. Tierkreiszeichen, 8. süddeutsche Landschaft, 9. Seitengewehr des Försters, 10. Streben nach Anerkennung, 11. Familienstand, 12. römischer Kaiser, 13. Lohnsatz, 14. Ausgestaltung von Innenräumen, 15. blaue Farbe, 16. Regeln des feinen Benehmens, 17. boshaftes Gerede, 18. Barschaft für kleine Bedürfnisse.

Lösungen in der nächsten Nummer der REVUE

Auflösungen aus der letzten Nummer der REVUE

Klassische Musik: *Pirat, Arsen, Salbe, Tibet, Orest, Roman, Achsel, Lager, Erpel. — „Pastorale."*

Druckfehlerteufel: *Thaumatologie — Homöopathie — Tattersall — Nebukadnezar — Biomantie — Rekreation — Tonsille — Billetdoux — Gangliensystem: Hölderlin.*

Noch etwas für Toto-Freunde! *Obere Hälfte senkrecht: 2 1 0 — 0 2 1 — 1 2 0. Untere Hälfte senkrecht: 1 0 2 — 2 0 1 — 0 1 2. — Das Schicksal lacht uns immer zu, aber nur, um uns die Zähne zu zeigen.*

Silbenrätsel: *1. Nazareth, 2. Armagnac, 3. Cagliostro, 4. Hyazinth, 5. Gräfin, 6. Ufa, 7. Tandem, 8. Experiment, 9. Nekrolog, 10. Konditorei, 11. Invalide, 12. Referent, 13. Siemens, 14. Cousin, 15. Hyazinthe. — „Nach guten Kirschen steigt man hoch."*

Kreuzworträtsel: *W a a g e r e c h t : 1. Paste, 3. Weber, 6. Polo, 7. Uhr, 9. Eton, 11. Ort, 14. Ali, 15. Laeufer, 19. Dill, 20. Isar, 22. Demeter, 25. Nab, 27. Sir, 28. Eros, 29. Wal, 30. Zola, 31. Tanne, 32. Reise. — S e n k r e c h t : 1. Pore, 2. Alt, 4. eta, 5. Rolf, 6. Posaune, 8. Heu, 10. Niagara, 12. Taler, 13. Weser, 15. Lid, 16. Elm, 17. fit, 18. rar, 21. zart, 23. Eva, 24. Elle, 26. Boa, 27. SOS.*



„Es geht ihm schon bedeutend besser, Doktor — er behauptet nicht mehr, Ludwig der Sechzehnte, sondern Ludwig der Vierzehnte zu sein!"



„Wenn du dich heute abend nicht gesellschaftlich unmöglich machen willst, dann heuchle wenigstens eine fortgeschrittene Neurose!"

PETER GROSSKREUZ:

„Leicht verrückt" ist modern!



„Es ist ein fortgeschrittener Fußball-Komplex, der Arzt meint, es käme von seiner übertriebenen Fußball-Leidenschaft!"



„Ich möchte mal fragen, was das zu bedeuten hat, Herr Doktor: unter den weißen Mäusen, die ich sehe, befinden sich schon vereinzelt ganz ordinäre, graue Feldmäuse!"



„Nun wollen wir mal zunächst versuchen, die Ursache Ihres Minderwertigkeits-Komplexes zu ergründen . . ."



„Sie sehen mich beunruhigt, meine Liebe — um diese Zeit habe ich sonst schon immer meinen ersten Komplex!"

Hier werden die buntesten Träume erfüllt



Fesch und voller Übermut, so stellt sich die Mode auf Skiern vor. Brave eintönige Kluften sind längst passé. Man will doch schick sein für Draußen und Drinnen und nicht zuletzt auch für IHN.

Gar nicht schwer. Nur ein bißchen Phantasie gehört dazu. Aber vergessen Sie nicht: Man möchte sich auch wohlfühlen in seiner Kleidung – nicht schwitzen oder frieren. Da gibt es ein bewährtes Rezept: Nehmen Sie Kleidung aus dem Stoff, der winddicht, wasserabstoßend und ATMUNGSAKTIV ist, der schützt und doch mitatmet. Nehmen Sie Kleidung aus echt NINO-FLEX.

Nur wenn die Marke eingenäht, ist's wirklich NINO-Qualität



Was schick ist, kann auch praktisch sein – Wintersportkleidung aus NINO-FLEX ist dafür der beste Beweis!